Biogr.
945.k

Biogr.
945 k

Schlesinger
(Rautenstrauch)

Bayerische Staatsbibliothek
<36650878430011

Johann Rautenstrauch

(geb. 1746, gest. 1801).

Biographischer Beitrag

zur

Geschichte der Aufklärung in Oesterreich.

Von

Dr. Eugen Schlesinger.

Wien 1897.

Druck und Verlag von Stern & Steiner.

121H

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Johann Rautenstrauch

(geb. 1746, gest. 1801).

Biographischer Beitrag

zur

Geschichte der Aufklärung in Oesterreich.

Von

Dr. Eugen Schlesinger.

Wien 1897.

Druck und Verlag von Stern & Steiner.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sr. Hochwohlgeboren

dem hochgeschätzten Herrn

Theodor Damian Rautenstrauch

in Cöln am Rhein

ergebenst gewidmet.

Leb' wohl mein bester Freund! du
weißt, ich liebe dich —
Vergiß mich nicht — und schreibe oft
an mich.

Vielleicht — der Himmel geb's! sehn wir
uns einstens wieder;
Dann lieben wir aufs neu — dann
sind wir ewig Brüder./.

Johann Lautenstrauch

Vorrede.

Hiermit übergebe ich die folgende Monographie der Oeffentlichkeit. Ich glaube auf eine freundliche Aufnahme derselben rechnen zu dürfen, weil ja alles, was auf das Josephinische Zeitalter Bezug hat, im Vorhinein eines größeren Leserkreises gewiß sein darf, und weil es meine beste Absicht war, das Bild des Dichters und Schriftstellers Johann Rautenstrauch möglichst sprechend zu gestalten. Die Aufgabe, die ich mir gestellt, war allerdings keine allzuleichte. Denn dort, wo man vermeint, daß reiche Quellen solcher Forschungsarbeit sich eröffnen — in den bibliographischen Schatzkammern Wiens — ist leider nur dürftiges Material vorhanden. Immerhin wird dieses Buch viel des Neuen über Johann Rautenstrauch bringen und mit Interesse gelesen werden können.

Indem ich nun das Buch dem Publicum vorlege, erachte ich es zunächst als eine Pflicht der Pietät und Dankbarkeit, meines hochverehrten Lehrers, weil. des Herrn Prof. Dr. Ludwig Hirzel in Bern, zu gedenken. Ihm, welcher mir in jedem Stadium meiner Arbeit die thatkräftigste Unterstützung angedeihen ließ, war es leider nicht beschieden, das Erscheinen des Werkes zu erleben. Doch seiner Theilnahme für dasselbe möchte ich hier rühmend gedenken. Er ruhe in Frieden!

Ferner sehe ich mich zu großem Danke verpflichtet für, wie schon angedeutet, nicht sehr erfolgreiche, aber mit außerordentlicher Bereitwilligkeit unternommene Bemühungen, zur Vervollständigung dieser Monographie beizutragen, und zwar gegenüber dem Präsidialbureau des k. k. österreichischen Ministerium des Innern, welches im hohen Auftrage Seiner Excellenz des Herrn Ministerpräsidenten Grafen Casimir Badeni die Nachforschungen unternahm, dem Hof- und Staatsarchiv (hier namentlich Herrn Hofrath Schrauf), der k. k. Hofbibliothek in Wien, sämmtlichen Herren der Stadtbibliothek, an ihrer Spitze Herrn Dr. Glossy, dem Archive der Stadt Wien, dem Präsidium des k. k. Obersten Gerichtshofes, der Bibliothek des Hofburgtheaters und der Generalintendanz der Hoftheater.

Ich danke ferner dem Magistrate, den Pfarrämtern, dem Universitätsrectorat und der Universitätsbibliothek in Erlangen, dem Magistrate und sämmtlichen Pfarrämtern von Frankfurt an der Oder, dem Magistrate von Frankfurt am Main und dem Bürgermeisteramte von Rappoltsweiler.

Ich danke weiters den Universitätsbibliotheken von Berlin, Göttingen, München und Straßburg (hier auch dem Archiv), Zürich, sowie der Hofbibliothek in Carlsruhe.

Endlich gilt noch mein ganz besonderer Dank Herrn Theodor Damian Rautenstrauch in Cöln am Rhein, welcher meiner Arbeit das lebhafteste Interesse entgegenbrachte und sie mit seiner wärmsten Sympathie begleitete.

Wien, im September 1897.

Dr. E. Schlesinger.

Der Mann, dessen Lebensbild diese Schrift in großen Zügen entrollen soll, ist der österreichische Schriftsteller Johann Rautenstrauch. In einer für die alten Erblande an der Donau großen und folgenschweren Zeit lebend, erfüllt von ihren Kämpfen und ihrer Unruhe — selbst ein Rufer im Streite — hat sein Wort nicht verfehlt, die Stimmen seines Zeitalters gar oft zu beeinflussen. Aber eben weil seine Schöpfungen die Wurzeln ihrer Kraft aus der Chronik der damaligen Tage ziehen, erscheint dadurch ihr späteres Schicksal auch entschieden und gegeben. Seine Volksgenossen haben ihn vergessen, er fristet ein kümmerliches Dasein in der deutschen Literaturgeschichte und sonstigen Ueberlieferungen, die nur oberflächlich über ihn berichten, indes seine Werke in den Archiven und Bibliotheken von Wien und anderen deutschen Städten vergilben. Aber nie wird eine Kunde, nach Hesiods Worten, ganz verschollen sein, die einst in Vieler Munde war — soll wenigstens nicht verschollen sein, wie ich behaupten möchte, wenn sie lebhaften Widerhall zu erwecken vermag. Und so möge die Kunde von Johann Rautenstrauch aufs Neu lebendig werden durch diese Zeilen!

Rautenstrauch war insbesondere beliebt als dramatischer Dichter. Noch weit über seine Lebenszeit hinaus wurde sein bestes

Lustspiel „Der Jurist und der Bauer“ auf verschiedenen Theatern aufgeführt. [1])

Geschrieben hat über den Dichter ausführlich noch Niemand. Notizen über ihn finden sich, und zwar wohl die ausführlichsten in:

v. Wurzbach, Constantin Dr.: „Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750—1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. — Wien 1856.“

Dieser führt nachstehende Quellen an, aus denen er geschöpft, und zwar:

„Austria oder Oesterr. Universalkalender. Wien, III. Jahrgang 1842. (S. 163.)“

Baader, Clemens Alois: „Lexikon verstorbener bairischer Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts. (Augsburg und Leipzig 1825. Jenisch und Stage) II 2. (S. 9.)“

Baur, Samuel: „Allgemeines historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch aller merkwürdigen Personen, die in dem ersten Jahrzehnd des XIX. Jahrhunderts gestorben sind. (Ulm 1816.) Stettini. Bd. II. (Sp. 285.)“

„Constitutionelle österreichische Zeitung. Wien 1862, Nr. 557; im Feuilleton.“

Fikenscher, Georg Wolf. Augustin: „Gelehrtes Fürstenthum Baireuth oder biographische und literarische Nachrichten von allen Schriftstellern, welche in dem Fürstenthum Baireuth geboren sind und in oder außer demselben gelebt haben und noch leben: in alphabetischer Ordnung. Erlangen 1801—1805 (Bd. VII, S. 156).

Frankl, Dr. Ludwig August: „Sonntagsblätter für heimatliche Interessen. Wien, III. Jahrgang, 1844.“

---

[1]) Max Martersteig in „Die Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters unter Dalberg aus den Jahren 1781—1789. — Mannheim, Druck und Verlag von Bensheimer 1890“ sagt, daß das Stück bis 1856, und zwar 81mal, im Mannheimer National-Theater aufgeführt wurde.

Goedeke, Karl: „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen. Hannover 1859. Bd. I.“

Gräffer, Franz: „Kleine Wiener Memoiren: Historische Novellen, Genrescenen, Fresken, Skizzen, Persönlichkeiten und Sächlichkeiten, Anekdoten und Curiosa, Visionen und Notizen zur Geschichte und Charakteristik Wiens und der Wiener in älterer und neuerer Zeit. Wien, Friedrich Beck's Universitätsbuchhandlung 1845.“

Gräffer, Franz: „Neue Wiener Localfresken (Linz 1847.)“

Gräffer, Franz: „Neue Wiener Tabletten und heitere Novellchen. (Wien 1848.)“

Gräffer und Czikann: „Oesterreichische National-Encyklopädie. Wien 1835. Bd. VI.“

De Luca: „Das gelehrte Oesterreich. Ein Versuch. Wien 1778. I. Bd. 2 Stück.“

Meusel, Joh. G.: „Das gelehrte Deutschland. (Lemgo 1784.)“

„Oesterreichische Biedermannschronik. Ein Gegenstück zum Phantasten- und Predigeralmanach, Freiheitsburg 1784. 1. Theil.“ (Von Johann Rautenstrauch.)

Realis: „Curiositäten- und Memorabilien. Lexikon von Wien. Herausgegeben von Anton Köhler. Bd. II. Wien 1846.“

Weidlich: „Biographische Nachrichten von jetzt lebenden Rechtsgelehrten. Bd. III. Halle 1783.“

Ich selbst fand längere oder kürzere Notizen über Rautenstrauch noch bei:

Albert Moriz (Motloch): „Ein altes Lied für unsere jungen Tage von J. Rautenstrauch. (Auf die Geburt des Erzherzogs Ferdinand.) Erschienen im Jahre 1793 zur Feier des 19. April. Wien 1848.“

Beuermann: „Almanach der deutschen Bühne auf das Jahr 1835. Frankfurt.“

Brunner, Sebastian: „Der Humor in der Diplomatie und Regierungskunde des 18. Jahrhunderts. Hof-, Adels- und diplomatische Kreise Deutschlands, geschildert aus geheimen Gesandtschafts-

berichten und anderen ebenfalls durchwegs archivalischen bisher unedirten Quellen. 2 Bände. Wien 1782."

Brunner, Sebastian: „Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich 1770—1800. Mainz 1869."

Brunner, Sebastian: „Theologische Dienerschaft am Hofe Josefs II. Geheime Correspondenzen und Enthüllungen zum Verständnis der Kirchen- und Profangeschichte in Oesterreich. Wien 1868."

Glossy, Dr. Karl, Director der Bibliothek und des historischen Museums der Stadt Wien: („Internationale Ausstellung für Musik und Theaterwesen. Wien 1892. Abtheilung für Drama und Theater.") Theatergeschichtliche Ausstellung der Stadt Wien 1892.

„Goethe's Werke. Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe. 27. Theil. 1. Abtheilung. Tages- und Jahreshefte. — Biographische Einzelheiten von W. Fr. von Biedermann. Berlin. Gustav Hempel."

Martersteig, Max: „Die Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters unter Dalberg aus den Jahren 1781—89. — Mannheim. Druck und Verlag von J. Bensheimer 1890."

Meyer: „Conversations-Lexikon. 3. Auflage, Leipzig. 1874—78."

Müller, Wilibald: „Gerhard van Swieten. — Biographischer Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Oesterreich. — Wien 1883."

„Nachricht von der Bernerischen jungen Schauspielergesellschaft des Herrn Berners von M. J. R., einem Zögling derselben. — 1782."

Oehler Josef: „Geschichte des gesammten Theaterwesens in Wien. — Wien 1803."

v. Oven: „Das erste städtische Theater zu Frankfurt a. M. (Neujahrsblatt des Vereines für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt.) — Frankfurt 1872."

Richter H. M.: „Geistesströmungen. — Berlin 1875."

Thiebault M., „Vorrede zu einem Neudruck des glücklichsten Frühlings. — Straßburg 1870."

Wirz, August Heinrich: „Leben Herrn Hans Caspar Hirzel's, Archiaters und Stifters der Hülfsgesellschaft in Zürich. Als Denkmal der Liebe und Verehrung herausgegeben von der Zürcherschen Hülfsgesellschaft. Zürich 1818."

I. Leben Rautenstrauch's.

Die biographischen Nachrichten über Johann Rautenstrauch sind sehr spärlich. Er wurde, wie die meisten Quellen sagen, am 10. Januar 1746 in Erlangen geboren.[1]) Ueber seine Vorfahren

---

[1]) Die erste Nachricht dieser Art lese ich in Fikenscher Georg Wolf. Augustin „Gelehrtes Fürstenthum Paireuth oder biogr. und literarische Nachrichten von allen Schriftstellern, welche in dem Fürstenthum Baireuth geboren sind und in oder außer demselben gelebt haben und noch leben; in alphabetischer Ordnung. Erlangen 1801—1805.“ (Bd. VII., S. 156). Nach diesem haben offenbar auch die anderen, so auch Wurzbach, diese Nachricht verbreitet. Woher Fikenscher dieselbe nimmt, weiß ich nicht. Denn der Name Rautenstrauch findet sich in Erlangen weder in den Matriken der protestantischen Pfarrämter der Alt- und Neustadt, noch in jenen der franz.-reformirten und der deutsch-reformirten Gemeinde. Auch die kön. Universitäts-Bibliothek vermochte mir keine Angaben zu machen. Mit dem gleichen negativen Resultate pflog auch der von Herrn Theodor Damian Rautenstrauch eigens mit den Nachforschungen betreffs unseres Dichters beauftragte Herr Dr. W. John in Bonn dieselben. Für die Herkunft Rautenstrauch's aus Erlangen aber spricht Folgendes: Zunächst jene Stelle in einem Referate der „Allgemeinen (Jena'schen) Literatur-Zeitung“ (1789) über Rautenstrauch's „Ausführliches Tagebuch des jetzigen Krieges zwischen Oesterreich und der Pforte“, wo es nämlich heißt: „....Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß er sich deutlicher und correcter ausdrückt, als die meisten Wiener Broschürenschreiber. Dies kann ihm auch leichter fallen, da er kein Oesterreicher, sondern ein Franke ist;“ ferner die Aeußerung Rautenstrauch's (siehe die Vorrede zu Rauten-

scheint es nicht möglich, etwas ausfindig zu machen, [2]) ebensowenig wie über seine früheren Jahre. Gewiß ist nur, daß er frühzeitig nach Straßburg gekommen sein muß, da er in dem 1768[3]) erschienenen Gedichte: „Das beglückte Straßburg" diese Stadt, obwohl er nicht in ihr geboren, als seine Vaterstadt bezeichnet, was doch wohl nur so zu deuten ist, daß er in Straßburg aufgewachsen sei und zu der Stadt eine besondere Anhänglichkeit gewonnen habe. (Vergl. das Gedicht.)

In Straßburg hat Rautenstrauch eine ganze Anzahl von Schriften zu Ende der Sechziger-Jahre erscheinen lassen. Zunächst

---

strauch's „Das beglückte Straßburg"), er sei, „obschon nicht dem Stamme, doch der Geburt nach ein Fremder" (in Straßburg). Vergl. unten, S. 9, Rautenstrauch's eigene Aeußerung: „er sei aus Straßburg". — Meyer's „Conversations-Lexikon" (3. Auflage) bezeichnet Erfurt als Geburtsstätte des Dichters. Diese Nachricht, welche übrigens nur auf einem Druckfehler zu beruhen scheint, kann auf Grund von Nachforschungen des Herrn Theodor D. Rautenstrauch als falsch bezeichnet werden. Letzterer weiß allerdings zu berichten, daß in Gerbershausen, Regierungsbezirk Erfurt, Rautenstrauch gelebt, doch seien über diese nur Nachrichten vom Anfang vorigen Jahrhunderts bekannt. — Sebastian Brunner läßt Rautenstrauch in Frankfurt geboren sein. Doch weder die Kirchenbücher Frankfurts a. M., noch jene Frankfurts a. d. O. weisen seinen Namen auf.

[2]) Herr Th. D. Rautenstrauch vermuthet, daß Johann Rautenstrauch der Sohn eines sicheren Johann Daniel Rautenstrauch (geb. 24. Februar 1717) gewesen. Er stützt diese Vermuthung darauf, daß der Letztere (Sohn des Bürgers und Specierers zu Straßburg, Friedrich Rautenstrauch), der in Straßburg geboren, plötzlich von dort verschwindet, sowie aus der Gleichheit der Vornamen. Ich werde auch von Herrn Th. D. Rautenstrauch darauf aufmerksam gemacht, daß Barr in seinem Werke „Les hommes de la révolution à Strasbourg" den Dichter Johann Rautenstrauch mit dem Jakobiner, späteren Friedensrichter, Johann Wilhelm Rautenstrauch (dem Urgroßvater des Herrn Th. D. Rautenstrauch), geb. 17. October 1766, gest. 28. Juli 1815, beides zu Straßburg, verquicke. Bruder des Johann Wilhelm hinwiederum war Johann Ludwig, geb. 1754, gest. 1820, beides zu Straßburg. Dieser wurde 1797 Pfarrer zu St. Thomae in Straßburg.

[3]) Nicht, wie Baader angibt, 1769; Baader gibt auch Karlsruhe irrthümlicherweise als Ort des ersten Erscheinens an.

das bereits erwähnte Gedicht „Das beglückte Straßburg". Die Vorrede dieses Gedichtes ist vom Januar 1768 datirt, was darauf schließen läßt, daß das Gedicht selbst im Laufe des Jahres 1768 entstanden sein muß. Außerdem spricht Rautenstrauch auch in demselben Vorworte von noch mehreren Schriften, die er verfaßt habe und die er, wenn die vorliegende Beifall finde, veröffentlichen werde. Zu diesen gehört das Gedicht „Straßburg nach seiner Verfassung", eine verkürzte und auch sonst einigermaßen veränderte Auflage des „Beglückten Straßburg", und vielleicht auch dies und jenes aus der von den Lexikographen erwähnten, mir aber nicht zu Gesicht gekommenen, „Realzeitung von Straßburg", die Rautenstrauch (wie auch die Schrift „Straßburg nach seiner Verfassung") 1770 daselbst herausgab. Dem festlichen Anlasse des Einzuges der Erzherzogin Maria Antoinette von Oesterreich in Straßburg am 7. Mai 1770 verdankt die Schrift „Der glücklichste Frühling" ihre Entstehung. Ueber alle diese Schriften wird weiter unten ausführlich gesprochen werden. Alle aber weisen darauf hin, daß Rautenstrauch schon gegen Ende der Sechziger-Jahre (also noch nicht viel mehr als zwanzig Jahre alt) eine rege schriftstellerische Thätigkeit in Straßburg begonnen hat.

Im Herbste 1770 verließ Rautenstrauch Straßburg und reiste, wir wissen nicht durch welche Verhältnisse bestimmt, in die Kaiserstadt Wien. Die Reise ging von Ulm aus auf der Donau. Auf dem Schiffe machte Rautenstrauch die Bekanntschaft eines jungen Schweizers, des späteren Archiaters Hans Caspar Hirzel, der eben damals zu seiner weiteren Ausbildung in den medicinischen Wissenschaften sich nach Wien begab und, mit seinem Freunde Johann Jacob Meyer, dem späteren Professor an der Kunstschule in Zürich, zusammenwohnend, bis 1772 in der Kaiserstadt geblieben ist.[1])

[1]) Der hier erwähnte H. C. Hirzel (1751—1817) war der Sohn des in der Literaturgeschichte durch Klopstock, Goethe u. A. bekannt gewordenen H. C. Hirzel, des Verfassers der Schrift „Der philosophische Bauer" u. A.

H. C. Hirzel's Leben ist 1818 von August Heinrich Wirz eingehend beschrieben worden in dem Buche:[1]) „Leben Herrn Hans Caspar Hirzel's, Archiaters und Stifters der Hülfsgesellschaft in Zürich. Als Denkmal der Liebe und Verehrung herausgegeben von der Zürcherschen Hülfsgesellschaft. Zürich 1818." In dieser Lebensbeschreibung lesen wir Seite 9 und ff.: „Im Herbste desselben Jahres (1770) ließ ihn (Hirzel) sein Vater nach Wien reisen, um den Unterricht der dortigen berühmten Lehrer in der Arzneikunde und die großen und vorzüglichen Anstalten für dieses Fach zu seiner ferneren Bildung zu benützen. Herr Hirzel ging von Ulm aus auf der Donau. Mit der Gesellschaft auf dem Schiffe trat er sogleich in Unterhaltung und Bekanntschaft. Nicht lange, so übergab ein junger Mensch, N. . ., dem freundlich sich mittheilenden Hirzel ein lateinisches, gut und zierlich geschriebenes Empfehlungsschreiben, worin er sagte, er sei aus Straßburg, arm, ohne Aussichten, ohne Reisegeld, gehe nach Wien, um sein Glück zu suchen und bitte um Hilfe. Herr Hirzel antwortete ihm sogleich lateinisch, theilte mit ihm während der ganzen Fahrt, erhielt ihn selbst in Wien noch vierzehn Tage lang, bis jener beim Theater ein Auskommen gefunden hatte. Hirzel wohnte bei dem Professor an der Maler-Akademie Brand, zugleich mit seinem durch das ganze Leben vertrauten Freunde Herrn Joh. Jac. Meyer, Professor an der Kunstschule in Zürich. N. . . war ihm dankbar geblieben und hatte Zutrauen zu ihm behalten. Denn einst mitten in der Nacht klopfte man an's Fenster der beiden Schweizer. Es war N . . ., der um den Eintritt bat, gestand, er werde wegen Schulden verfolgt, und dringend um einen Zufluchtsort und Verborgenheit ersuchte. Hirzel war sogleich bereit zum Gewähren, indes sein Zimmergenosse billiges Bedenken fand; aber Hirzel sagte: ‚N . . . ist unglücklich, wir müssen ihm

---

[1]) Mein hochverehrter Lehrer, weil. Herr Professor Dr. Ludwig Hirzel in Bern, hatte die Güte, mich auf das Buch aufmerksam zu machen.

helfen, nehmen wir ihn auf, so kann er es wieder zu etwas bringen!‘ So ward der Verfolgte, der in Verlegenheit gekommen war, weil er sich nicht die Mühe geben wollte, ein Schauspiel zu vollenden, das er Stephanie dem Aelteren versprochen, von den beiden Freunden, lange ohne Wissen des Hauswirthes, mit dem genährt, was sie sich abdarbten, auch von ihnen gekleidet. Stephanie fand aber endlich seinen Theaterdichter auf, die Arbeit ward fertig, und R . . . zog wohl bezahlt wieder aus. Allein nach kurzer Zeit kam von demselben ein dringendes, um einen Besuch bittendes Billet an die beiden Schweizer aus dem Stockhause, dem Stadtgefängnisse für saumselige Schuldner. Sie begaben sich hin, erhielten die Erlaubnis zum Eintritt und wurden durch mehrere mit Betrübten, Lustigen, Klagenden und Gleichgiltigen wohlgefüllte Säle, bei einer Reihe bezifferter Thüren vorbei, in ein Zimmer geführt, wo ein Musiker und ein Steinschneider ihre Künste übten, und R . . . fest auf der Bank am Ofen schlief. Hirzel ließ zu essen bringen, gleich für Alle, dann fragte er R . . ., was er begehre. ‚Kein Geld!‘ war die Antwort, ‚nur daß Sie mir dies Manuscript, das mir hier zum Kopfkissen dient, an einen Verleger verhandeln.‘ Es war die Uebersetzung eines französischen Gebetbuches, die, schnell beendigt, von Stephanie an einen Buchhändler verkauft und von diesem der Kaiserin dedicirt wurde. R . . . erhielt seine Bezahlung und ward frei.“

Der junge Mensch mit Namen R . . ., der auf dem Schiffe das lateinische Empfehlungsschreiben an Hirzel abgegeben und der sich als von Straßburg kommend [1]) bezeichnete, ist, wie ein bisher nicht bekanntes, handschriftlich erhaltenes, auch im Besitze des Herren Professor Hirzel befindliches Document beweist, kein anderer gewesen als eben Johann Rautenstrauch.

Das genannte Document betitelt sich „Denkmal der Freundschaft bei Hirzel’s Abreise aus Wien, von Johann Rautenstrauch

[1]) Vergl. S. 6 oben Anmerkung 1, betreffs Rautenstrauch’s Beziehung zu Straßburg.

1772" und ist, wie der Vermerk: „Scrips: Rautenstrauch" am Titelblatte bezeugt, von des Dichters eigener Hand geschrieben. Es soll eigentlich der Verherrlichung von Hirzel's nachmaliger Braut, Salomea Hottinger, dienen, mit der er sich am 14. Januar 1773 verlobte. Die Handschrift enthält nämlich zuerst eine poetische Zueignung Hirzel's an das verehrte Mädchen; dann folgt „das Bild meiner Schönen" von demselben. In ungebundener Rede werden die Tugenden Salomeas gepriesen. Zum Schlusse kommt nun ein Gedicht Rautenstrauch's.[1]) Der Dichter erzählt in demselben, daß er einmal während der Abwesenheit Hirzel's in dessen Zimmer das „Bild" seiner Schönen fand. Entrüstet darüber, daß Hirzel dieses Herzensgeheimnis vor ihm verborgen, habe er Rache genommen durch Abschreiben des Gedichtes. Und nun folgt, unter Zugrundelegung des Hirzel'schen Lobeshymnus, eine poetische Verklärung der Salomea Hottinger. Den Schluß des Gedichtes bilden Worte der Bewunderung für das schöne Schweizerland und ein begeisterter Ausbruch der Freundschaft unseres Dichters für seinen Wohlthäter. Die ganze Handschrift nun hat Rautenstrauch bei der Abreise Hirzel's diesem für seine künftige Gattin übergeben.

Daß Rautenstrauch in Wien beim Theater ein Auskommen suchte, daß er mit Stephanie dem Aelteren in Beziehungen trat, daß aber Noth und Armut ihn hier, wie auch schon früher, drückten, wird durch die eben mitgetheilte Stelle aus der Biographie Hans Caspar Hirzel's zweifellos. Doch wissen wir nichts Näheres über alle diese Verhältnisse. Nur das Folgende ließ sich über seine Thätigkeit und sein Leben in Wien in den nächsten Jahren ermitteln.

In Wien, wo Rautenstrauch nach Angabe Sebastian Brunner's[2]) zum Katholicismus übertrat, und wo er eine neue

---

[1]) Siehe Anhang und Facsimile.

[2]) Siehe weiter unten.

Heimat finden sollte, studierte er die Rechte [1]) und wurde auch Licentiat der Rechte. Aber — aus welchen Gründen ist nicht bekannt — nicht lange blieb er bei der Jurisprudenz, sondern wurde Schriftsteller, und zwar vorerst, wie schon erwähnt, Schriftsteller für's Theater. Seine Uebersetzung des französischen Stückes „Die unversehene Wette" und sein deutsches Originallustspiel „Der Jurist und der Bauer" (siehe unten) finden Beifall. Die freundliche Aufnahme seiner Erstlingswerke bedeutete für den Dichter auch einen Erfolg nach anderer Richtung. Die Direction des deutschen Nationaltheaters schloß mit Rautenstrauch und dem Schauspieler Weidmann einen Vertrag des Inhalts, daß jeder der beiden jährlich sechs Stücke zu liefern habe. [2])

Auch mit der Geschichte des Landstraßer Theaters ist Rautenstrauch's Name verknüpft. Aus dem Jahre 1789 liegt ein Gesuch des Licentiaten vor [3]) „um Bestätigung des Kaufes des Schauspielhauses auf der Landstraße und der Freiheit, daselbst Vorstellungen geben zu dürfen." Auch Rautenstrauch macht also, um das geistreiche Wort eines geistreichen Mannes zu gebrauchen,

---

[1]) Siehe Weidlich „Biographische Nachrichten von den jetzt lebenden Rechtsgelehrten in Deutschland. Halle 1783. (4. Theil. Nachträge) u. A." — Laut Zuschrift des Archivs der k. k. Universität in Wien (Hofrath Schrauf) aber war in den Jahren 1750—1783 kein Rautenstrauch inscribirt. Und zwar erhelle dies negative Resultat aus der Hauptmatrikel, aus der Artistenmatrikel und aus der Rheinischen Nationsmatrikel.

[2]) Belege für diese Behauptung, welche in vielen Quellen (zuerst in der „Chronologie des Deutschen Theaters. Leipzig 1774. S. 347") aufgestellt wird und auch von Rautenstrauch selbst (siehe Dialog statt der Vorrede zum II. Band der „Meinungen der Babet") sind keine mehr aufzufinden, da, wie mir die Bibliothek der k. k. General-Intendanz der Wiener Hoftheater und die Bibliothek des k. k. Hofburgtheaters mittheilen, die Acten jener Zeit nahezu insgesammt verschwunden sind.

[3]) („Internationale Ausstellung für Musik und Theaterwesen. Wien 1892. Abtheilung für Drama und Theater.") Theatergeschichtliche Ausstellung der Stadt Wien 1892. Dr. Karl Glossy, Director der Bibliothek und des historischen Museums der Stadt Wien. (Katalog.)

den Weg von den „papinianischen Töpfen der Jurisprudenz zum saueren Brote des Theaterdirectors." Es muß ihm wohl sehr sauer geworden sein, wenn wir erfahren, daß diese Bühne ein nur sehr kurzes Dasein hatte, und daß Bäuerle sie in seinen Memoiren [1]) als Hühner- und Gänsestall bezeichnete.

Von der Schriftstellerei für's Theater wandte sich Rautenstrauch Mitte der Siebziger-Jahre zur politischen Schriftstellerei. Was er auf diesem Gebiete leistete, war von nachhaltigem Einflusse. Den Grundzug dieser politischen Schriftstellerei bildete seine unbedingte Hingebung an das Kaiserhaus. Diesen Patriotismus äußerte Rautenstrauch in seinen Gedichten, dieser Patriotismus veranlaßte den allerdings mißglückten Versuch, den Namen Maria Theresias durch eine Biographie zu verewigen, und dieser bewußte Patriotismus läßt ihn der getreue Diener des größten Habsburgers werden.

Denn Rautenstrauch bekennt sich voll und ganz zur Josephinischen Staatskunst. Für diese tritt er ein mit starker Ueberzeugung und mit seiner ganzen Persönlichkeit, auf die sich nur zu oft die volle Schale von Zorn und Hohn seitens seiner Gegner ergießt. „Wenn es wahr ist", sagt er von sich, „daß Neider und Feinde Glück voraussetzen, so habe er sich Glück zu wünschen. An Verfolgern und Feinden, die ihm an Ehre und Wohlfahrt zu schaden suchten, habe es ihm nicht gefehlt." [2]) Die niedrigsten Motive werden ihm unterschoben, [3]) seiner ganzen

---

[1]) „Bäuerle's Memoiren. — 1. Band. — Im Verlage des Autors, Wien 1858."

[2]) Siehe in Rautenstrauch „Oesterreichische Biedermannschronik. Ein Gegenstück zum Phantasten- und Prediger-Almanach — Freiheitsburg 1784" den Artikel über Rautenstrauch.

[3]) Siehe unten bei den kirchenpolitischen Schriften Buker, „Rautenstrauch der 13. Apostel u. s. w." — Erkleckliches leistet darin auch, allerdings lange nach des Dichters Tode, Sebastian Brunner. In „Theologische Dienerschaft am Hofe Josefs II.: Geheime Correspondenzen und Enthüllungen

schriftstellerischen Thätigkeit Gelogier zu Grunde gelegt. Rautenstrauch hält aber seinen Gegnern wacker Stand. Mit Satyre, derbem Humor und kerniger Sprache tritt er ihnen entgegen (oft allerdings in den k. k. Stil verfallend, den Gottschall[1]) als eine keineswegs lobenswerthe Eigenart aller österreichischen Schriftsteller der damaligen Zeit tadelt). Jeder Angriff wird mit einem vehementen Gegenangriff, jede Streitschrift mit einer oder mehreren Gegenschriften, freilich auch jede Invective in ebenso wenig ansprechender Weise beantwortet. Denn Rautenstrauch ist, täuschen wir uns darüber nicht, auch nicht frei von den Kinderkrankheiten des Josephinischen Reformationszeitalters. Dieses bildete für alle Männer, die sich fühlten, den Aufruf, ihr Bestes beizutragen zur Wiedergeburt von Volk und Staat. Sie thaten es — aber ohne jene weise Mäßigung, die mit eine Bürgschaft des Erfolges gewesen wäre, ohne jene Vornehmheit in Schrift und Wort, die den Führern des Volkes, als welche diese Männer zweifellos in damaliger Zeit zu betrachten waren, gar wohl angestanden hätte.

Trotz seiner Hingabe an die Dynastie scheute Rautenstrauch nicht vor einem mannhaften Worte auch über diese zurück. Ebenso unabhängig war er aber auch nach unten. Schonungslos zerzaust er seine Mitbürger und sagt ihnen manchmal eine recht derbe

---

zum Verständnis der Kirchen- und Profangeschichte in Oesterreich. Wien 1868" schreibt er: „Der sehr elende Rautenstrauch (nicht zu verwechseln mit dem Abt Rautenstrauch) war Protestant und Ausländer, wurde unter Maria Theresia in Wien Katholik, bezog von da einen Jahresgehalt wegen seiner Bekehrung und fing unter Josefs Regierung an, als einer der heftigsten Gegner der Kirche aufzutreten." Brunner stellt diese Nachricht beweislos hin. Leider war es mir nicht möglich, etwas Authentisches zu erfahren. Das k. k. österreichische Ministerium des Innern, die niederösterreichische Statthalterei, der oberste Gerichtshof, das Staats- und Stadtarchiv besitzen keinerlei auf Rautenstrauch Bezug habende Acte.

[1]) „Porträts und Studien. Literarische Charakterköpfe. Von Rudolf Gottschall. Leipzig. F. A. Brockhaus 1870."

Wahrheit. Nichtsdestoweniger oder vielleicht gerade deshalb wurde er einer der populärsten Schriftsteller seiner Tage. Seine Schriften wurden gerne gelesen und gerne gekauft. Auch das trug selbstredend nicht dazu bei, ihm Freunde zu verschaffen. Zu seinen Feinden zählt er ja ausdrücklich „einige Autoren, denen es vielleicht in die Nase raucht, daß ihre Werke liegen bleiben, indes die seinen öfter aufgelegt werden.“ [1])

Rautenstrauch's Fruchtbarkeit ist nicht gering. Er versucht sich auf allen Gebieten. Ueberall spricht er darein; in der That ein „Aufmischer“. Und wenn einer seiner Gegner von einem siècle de Rautenstrauch spricht, [2]) so liegt etwas Wahres in dem Worte. Heute raisonnirt er über die Stubenmädchen, um sich gleich darauf gegen die Uebergriffe eines Predigers zu wenden, morgen die geschäftlichen Praktiken eines Buchhändlers unter die Lupe zu nehmen und Tags darauf den Parnaß zu besteigen. Das allein wurde ihm schon übel vermerkt, daß er dieselbe Art und Weise der Besprechung bei allen Belangen einschlug.

Rautenstrauch, dessen Aeußeres schon viel des Eigenthümlichen bot, [3]) wohnte im alten Lebkuchner Hause in der Seilergasse, später das schöne Welser'sche Haus. Dort war er

---

[1]) Rautenstrauch: „Oesterreichische Biedermanns-Chronik“ a. a. O.

[2]) Rautenstrauch schreibt in seiner Abfertigung der Riedel'schen Kritik der Biographie Maria Theresiens: „ . . . So redete er (Riedel) einst in Erfurt von einem siècle de Wichmann und bediente sich nun in Wien als ein kritischer Oekonom dieses witzigen Ausdruckes noch einmal, um ein siècle de Rautenstrauch daraus zu machen.“ (Gemeint ist Justus Friedrich Riedel [1742—1785], der Gesinnungsgenosse und Freund Klotzen's. Siehe übrigens unten.)

[3]) Rautenstrauch war ein großer schlanker Mann mit frischem, hübschem Gesicht, hohem Toupe, Haarrollen, sehr langem Zopfe, den grünen Stülphut in der einen, ein langes spanisches Rohr in der anderen Hand, dunkelblauer Frack mit krebsrothem Kragen und derlei Aermelaufschlägen; Weste und Beinkleid von strohgelbem Zeug, hirschlederne, der Gestalt des Beines anschmiegende, bis über das Knie reichende, rückwärts geschnallte

sehr artig möblirt.[1]) Von dort hatte er nicht weit in das Kramer'sche Kaffeehaus im Schlossergassel, welches den Sammelpunkt der damaligen Wiener Berühmtheiten bildete.[2])

Stiefel, wie sie einige Zeit die Artilleristen und Ingenieure trugen. (S. Franz Gräffer's „Kleine Wiener Memoiren: Historische Novellen, Genrescenen, Fresken, Skizzen, Persönlichkeiten und Sächlichkeiten, Anekdoten und Curiosa, Visionen und Notizen zur Geschichte der Charakteristik Wiens in älterer und neuerer Zeit. Wien, Friedrich Beck's Universitäts-Buchhandlung, 1845."

[1]) „Sonntagsblätter für heimatliche Interessen. Redigirt und herausgegeben von Dr. Ludwig August Frankl. Wien 1844. 3. Jahrg."

[2]) Bei Franz Gräffer a. a. O. findet sich neben einer Beschreibung des Kaffeehauses die Schilderung einer interessanten Scene, welche sich dort abspielte. Gräffer erzählt: „Im Schlossergäßchen, vom Graben herein, rechts, gleich anfangs der so und so vielte Laden, da ist eine Lederhandlung. Das Local ist düster, in dem schmalen Gäßchen von unmittelbarem Tageslicht kaum, von einer Sonne schon gar nicht die Rede. Der Laden ist klein: zehn bis zwanzig Personen mögen Platz haben. Und das war ein Kaffeehaus, ein berühmtes Kaffeehaus, das literarische Kaffeehaus des großmächtigen Wien. Die Zeit ist in den Neunziger-Jahren. Wir schlendern am Trattnerhof, den man von dem früheren Gebäude her noch lange den Freisingerhof nannte, vorbei. Eine große blanke Kaffeekanne von Messing, gehalten von einem viel kleineren Mohren, der ebenso glänzend, blinkt uns entgegen. Es ist etwa drei Uhr; es ist schon Nachmittag. Wir gehen ein wenig hinein." — Hierauf läßt Gräffer defiliren: den General Ayrenhoff, Herrn v. Retzer, Leon, Ratschky, Alxinger, und fährt dann fort: „. . . Leon ist noch nicht zur Thür herein, als Rautenstrauch hereintritt. . . Nun, meine Herren, ruft er, ganz unbekümmert um alles Andere, der Schalk wird gleich da sein, nur eines der Stubenmädchen, wie ich es geschildert, hält ihn noch auf. Ah, hier ist er schon. Und richtig, der Schalk ist da (nämlich Blumauer). Blumauer grüßt flüchtig, will an ein Tischchen, zieht einen Speisezettel heraus, einen Bleistift und schickt sich an, auf der Rückseite des Papierstreifens zu schreiben. Da tappt ein plumper Kerl herein: Ein Kaffeehaus ist nicht der Ort, Gedichte niederzuschreiben. Der Kerl hat einen Pack noch nasser, großer Ankündigungszettel auf dem Arm. Er nimmt einen davon, schleudert ihn unbekümmert in die Luft. Das Placat fliegt; wie von einem Schleier ist Blumauer's Büste, ist sein Bureau bedeckt. Mit dem Carmen ist es vorbei. Rautenstrauch springt hinzu, ergreift den Anschlagzettel, macht geschwind selbst eine Wand, hält ihn empor; er ist erst gedruckt; obenauf ein großer Bär,

Nicht uninteressant erscheint es auch, jenes Ereignisses zu gedenken, durch welches der Dichter sozusagen mit einem Schlage Popularität errang und sich in der Bekämpfung der Todesstrafe anläßlich eines speciellen Falles würdig einem Voltaire, Sonnenfels und Beccaria zur Seite stellte.

Er selbst berichtet darüber Folgendes:[1]) Mathias Reinisch, welcher den Posten eines Cassiers beim Hauptsiegelamte versah, wurde im August 1780 wegen Stempelfälschung zum Tode verurtheilt, was in der Residenzstadt große Sensation hervorrief. Wohl wurden Versuche unternommen, die Kaiserin zu einer Begnadigung des Verbrechers zu bewegen; allein diese Versuche scheiterten, weil Maria Theresia ein strenges Exempel statuiren wollte, um durch dasselbe die Wiederkehr solcher Verbrechen hintanzuhalten. Man sah die Justification schon als eine vollzogene Thatsache an; allein es sollte anders kommen.

Reinisch' zahlreicher Familie und vieler Verwandten wegen fanden sich Fürbitter die Menge. Personen vom höchsten Range und alle Lieblinge des Hofes flehten vergeblich. Zweiundzwanzig Bittschriften waren fruchtlos. Am 16. August ward er mit allen rechtlichen Formalitäten nach Wiener Gebrauch aufgesetzt. Rautenstrauch war unter vielen Anderen im Amthause gegenwärtig, als ihm das Todesurtheil angekündigt wurde. In einem der besseren Häuser Wiens, wo er Zutritt hatte, wurde während der Tafel beständig von dieser Angelegenheit gesprochen. Man wünschte hier, sowie allerwärts, die Begnadigung dieses Missethäters. Rautenstrauch äußerte den Gedanken, daß er sich fähig glaube, eine Bittschrift mit Gründen zur Begnadigung zu verfassen, welche die

---

ein Hirsch, ein Stier, ein Leu, eine Menge attaquirender Hunde. Es ist ein Hetzzettel. Hetz-Amphitheater. Rautenstrauch proclamirt: Mein neuestes Opus. Die Hetzzetteln sind von Rautenstrauch verfaßt. Man liest, man lacht, man klatscht, man geht. So verlassen wir das kleine Kaffeehaus mit seinen großen Gästen und denken an Rautenstrauch's neuestes Opus."

[1]) Rautenstrauch's „Oesterr. Biedermanns-Chronik" a. a. O.

Monarchin bewegen sollte, ihm das Leben zu schenken. Ein Hofcaplan, der neben ihm am Tische saß und wohl wußte, welche Personen diesmal umsonst baten, sah ihn mit einem höhnischen Blicke über die Achsel an. Rautenstrauch schwieg, und als nach dem Speisen das Fräulein des Hauses ihn bat, den Versuch, diesen Mann vom Stricke zu retten, zu wagen, versprach er es ihr und verfaßte in der Nacht folgende Bittschrift:

„Allerdurchlauchtigste! rc.

Ein Augenzeuge der dem Mathias Reinisch, gewesenen Haupt-Siegelamts-Cassier, geschehenen Ankündigung des Todes — im Namen aller Uebrigen, die bei diesem schrecklichen Auftritte zugegen waren — im Namen des Publicums, welches diesen Vorgang mit Schaudern vernommen und durch Seufzen und Thränen den Wunsch zu erkennen gibt, daß diesem Unglücklichen das Leben geschenkt und sein Vergehen auf andere Art bestraft werden möchte; dieser wagt es hiedurch, im vollen Vertrauen auf Gottes und Theresiens unbegrenzte Gnade, fußfällig jene Gründe des Erbarmens vorzustellen, vermöge welcher man die Begnadigung dieses Missethäters möglich glaubt und hofft. —

Der mit der Todesangst nunmehr schon ringende Mathias Reinisch, von der Größe seines Verbrechens überzeugt, hofft auf keine Gnade und weiß nichts von dieser flehentlichen Bitte. Seine Gattin, seine Kinder, seine Enkel und so viele schuldlose Anverwandte — Alle — ringen trostlos die Hände und verzweifeln an seiner Begnadigung, nachdem sie alles Mögliche versuchten und so oft vergeblich flehten; und selbst der Bittsteller wagt es nicht, seinen Namen unterzuschreiben, nachdem es stadtkundig ist, wie viele höchste, hohe und andere Personen umsonst für ihn gebeten haben; aber das Publicum, welches die unermeßliche Huld seiner angebeteten Monarchin aus tausend Beispielen kennt und sich in seiner Hoffnung noch nie

getäuscht fand, dies — hofft Gnade für ihn, und zwar aus folgenden Beweggründen:

Erstens: Weil das göttliche Herz Theresens immer zur Verzeihung geneigt ist, am allermeisten, wenn das Verbrechen am allerhöchsten Aerarium begangen worden.

Zweitens: Weil seit beinahe dreißig Jahren in ähnlichen, ebenso schweren Verbrechen keine so schmähliche Todesstrafe an irgendeinem gewesenen k. k. Beamten vollzogen worden.

Drittens: Weil das höchste Aerarium dem Vernehmen nach bereits gänzlich entschädigt wurde, welches jedem Missethäter zwar keineswegs den Nachlaß der Strafe, sondern unter Theresiens milder Regierung gewöhnlich eine Milderung derselben bewirkt.

Viertens: Weil der Missethäter durch Gefangenschaft und die Trennung von den Seinigen ebenso sehr — ja fast noch mehr, als mit dem Tode selbst bestraft sei, hingegen

Fünftens: seine in namenlosem Jammer versenkte schuldlose Gattin, Kinder, Enkel und übrigen Anverwandten, von der unauslöschlichen Schande befreit würden, welche sie, die Ueberlebenden, mehr treffen und stärker drücken dürfte, als den Schuldigen.

Sechstens: Weil der Verurtheilte die Qualen des Todes durch die schaudervolle Ankündigung seines Endurtheils und durch die fürchterliche Zubereitung zu demselben bereits ganz empfindet, folglich

Siebentens: Der Endzweck der Strafe, das Beispiel für Andere seinesgleichen, nicht verfehlt, sondern der strengen Gerechtigkeit schon ein großes Opfer dadurch gebracht worden.

Noch nie war man mehr von der Gewißheit überzeugt, daß der Verbrecher den Tod verdient habe, als bei diesem; aber — darf ich's sagen? — noch nie hat man zuversichtlicher der Gnade entgegengesehen; alles wünscht, alles hofft. Erbarmen für diesen Unglücklichen!!! Ein dankvolles Jubelgeschrei für

Theresiens höchstes Wohlergehen wird dafür durch die Wolken zum Throne des Ewigen dringen, und Gott wird eine Handlung segnen, die eine Abbildung seiner ersten Eigenschaft ist. Der Bittsteller aber wird, unbekannt und im Stillen, voll der heiligsten Ehrfurcht und Unterwürfigkeit, ersterben u. s. w."

Am folgenden Morgen fuhr Rautenstrauch — ich folge auch hier der Darstellung, welche dieser selbst in seiner „Oesterreichischen Biedermannschronik" gibt, — mit dieser Schrift nach Schönbrunn. Der siebenzehnte und achtzehnte August waren für Theresia Tage der Trauer. Kein Kammerherr hatte Dienst, Niemand wurde vorgelassen. Es gelang ihm dennoch, sie der Monarchin in die Hände zu liefern. Des Nachmittags kam diese Schrift mit einem großen weitläufigen Handbillet an den Präsidenten der Obersten Justizstelle, worin unter Anderem befohlen wurde, die Schrift schleunigst zu untersuchen und den Verfasser derselben ausfindig zu machen.

Am Vormittag des achtzehnten wurde das Gesuch in Erwägung gezogen und die Gründe triftig befunden; gegen zwölf Uhr wurde der Thürhüter Weidner mit dem Vortrag im schnellsten Fuhrwerk nach Schönbrunn gesandt, und um ein Uhr brachte ihn dieser schon zurück. Die Gütige hatte hinzugeschrieben: „Placet! Mir ist ein großer Stein vom Herzen!" Eine halbe Stunde nachher wurde das rothe Tuch, das Zeichen, daß Jemand durch das Henken sterben soll, eingezogen und dem Delinquenten (dessen Todesurtheil schon gedruckt war, und wovon Rautenstrauch auch ein Exemplar zum Andenken aufbewahrte) die Erlassung der Todesstrafe durch den Stadt- und Landrichter in Wien angekündigt.

Alles frohlockte. Indes vernahm Rautenstrauch, daß von der obersten Justizstelle an die niederösterreichische Regierung ein Decret mit dem Auftrage erlassen werden solle, „den Verfasser der für den Reinisch eingereichten Bittschrift ausfindig zu machen." Seiner guten Absicht bewußt, begab sich Rautenstrauch am folgenden Morgen zum Vicestatthalter Grafen von Herberstein und über-

reichte ihm schriftlich das Bekenntnis, daß er es sei, der diesen Schritt gewagt. Dieser Schritt der Barmherzigkeit sollte für ihn üble Folgen haben. Zunächst wurde er auf Grund eines Hofdecretes verurtheilt, „wegen der im Namen des Publicums für den zum Strange aufgesetzt gewesenen Mathias Reinisch höchsten Orts überreichten Bittschrift zur Bestrafung seines Frevels auf drei Tage zum Profoßen zu gehen.“ Am sechzehnten September gieng er zu demselben, um seine Strafe abzusitzen. Ferner wurde er von jenen verfolgt, die sich vergebens für Reinisch bemüht hatten. Aus Eigennutz hätte er gehandelt, warfen sie ihm vor, indem er tausend Gulden von den Verwandten erhalten hätte. Das gerade Gegentheil war der Fall. Denn diese, welche noch vorher versprochen hatten, zehntausend Gulden für milde Stiftungen zu spenden, fanden auch nicht ein Wort des Dankes an den Retter. Ist das nicht allerliebst? bemerkt Rautenstrauch am Schlusse seiner Erzählung.

Eine Folge dieser Begnadigung war auch jene des wegen Bankerott und Wechselfälschung verurtheilten Herwatschek. Der Pfarrer Koppensteiner aber behauptete, er hätte diese Gnadenbezeigungen der Kaiserin veranlaßt, gönnte also unserem Dichter nicht einmal das Bischen Ehre. Er wurde freilich für solche Angriffe entschädigt durch die Liebe und Verehrung, die ihm allenthalben für seinen muthigen Schritt entgegengebracht wurden.

Noch eine andere Episode, aus dem Jahre 1782, möge Erwähnung finden. Am achtzehnten December dieses Jahres ging Rautenstrauch über die Bastei nach Hause, als er von zwei Knaben mit Steinen beworfen wurde. Einen der Knaben ergriff er und züchtigte ihn gewaltig. So verhielt sich nämlich die Sache nach Rautenstrauch's Behauptung. Der Vater des Knaben, Hofrath Schloisnigg, aber behauptete, sein Sohn wäre unschuldig, ein Kamerad desselben vielmehr der Schuldige. Die Sache kam vor Gericht, und die Erfahrungen, die Rautenstrauch vor demselben machte, wurden niedergelegt in der Denkschrift: „Sonder-

barer Rechtshandel des Herrn Carl Schloisnigg, k. k. wirklicher Hofrath bei der Hofkammer in Münz- und Bergwesen, wider Herrn Johann Rautenstrauch, Licentiaten der Rechte. — Ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte der neuesten Rechtspflege. Wien 1788." Die Veröffentlichung dieser Acten wurde ihm durch ein Hofdecret gestattet, aber kein Entgelt durfte er entgegennehmen, „da einem Manne wie Rautenstrauch nicht am Gelde gelegen sein kann, sondern nur, um seine Ehre beim Publicum zu rechtfertigen."

Es war ein Zufall, daß gleichzeitig mit unserm Johann Rautenstrauch der Prälat gleichen Namens, Franz Stephan von Rautenstrauch[1]) eine bedeutende Rolle im öffentlichen Leben spielte. Auch dieser unterstützte die Reformen Josef's II., soll sie sogar veranlaßt haben, steht aber mit unserem Rautenstrauch verwandtschaftlich in keiner Beziehung.[2])

Nach dem Tode Josefs II. war Rautenstrauch ein stiller Mann geworden. Nur selten trat er mehr vor das Publicum. So auch anläßlich der Geburt des nachmaligen Kaisers Ferdinand im Jahre 1793, die ihn zu einem Hymnus begeistert; so auch anläßlich der Kriegsereignisse von 1796/97 und 1800, bei welchen er durch Cantaten für die Sache des Vaterlandes eifert.

Am 8. December des Jahres 1801[3]) beschloß Johann Rautenstrauch sein bewegtes, kämpfereiches Leben. Ob er einsam gestorben, oder ob Weib und Kind an seinem Sarge trauerten, meldet mir keine Chronik.

---

[1]) Franz Stephan von Rautenstrauch (geb. 1734 zu Platten in Böhmen, gest. 30. September 1785 zu Erlau in Ungarn).

[2]) Weidlich a. a. O. führt als Werke Franz Stephan Rautenstrauch's die „Biographie Maria Theresiens", „Die Abfertigung an Herrn Rath Riedel", „Wann kommt Pius VI. nach Wien?" u. s. w. an, berichtigt sich aber selbst in den erwähnten „Nachträgen".

[3]) Fikenscher a. a. O. u. A. — Die „Allgemeine Deutsche Biographie" gibt irrthümlicherweise 1808 als Todesjahr an.

II. Rautenstrauch's Lustspiele.

Entschieden war der große Kampf, bezwungen aber die Idee, für die Josef Stranitzky, Gottfried Prehauser, Josef Kurz fast fünf Decennien hindurch (oft unbestritten, doch zum größten Theile in stürmereichem Kampfe, nie ruhmlos) den Enthusiasmus einer ganzen Stadt entzündet hatten. Gottsched's, „der lateinischen Magnificenz", strenge Lehre durfte auch in der Ostmark sich siegreich entfalten, nachdem ihr ein gar gewaltiger Streiter erstanden in Josef von Sonnenfels. Und dahingestellt kann die Frage bleiben, ob dieser nur ein Bahnbrecher Gottsched'scher Ideen gewesen, oder ob und in welchem Maße seiner reformatorischen Thätigkeit originelles Empfinden innewohnt, dahingestellt deshalb, weil ihm Oesterreich gerade auf diesem Gebiete so unendlichen Dank schuldet, ihm allein es dankt, wenn sich das regelmäßige Schauspiel — freilich unter den schmerzlichsten Wehen — der hanswurstenen Vergangenheit entringt, daß die angezogene Frage füglich unwesentlich erscheint.

Also das regelmäßige Schauspiel triumphirte. Und solche große Zeit findet auch ein großes Geschlecht. Leuchtete ihr ja vor Allem die strahlende Sonne fürstlicher Huld in vollem Glanze. Das mächtige deutsche Kaiserhaus gibt mit vollen Händen. Denn ent-

hoben sollte die erste deutsche Schaubühne sein aller quälenden Zweifel um ihren Bestand, um Gegenwart und Zukunft. So wollten es Maria Theresia und Josef II!

Das Vorgehen der Monarchen war beispielgebend für einen großen Theil des Adels und des Volkes; würdige Söhne des Ersteren weihen dem Theater ihre besten Kräfte;[1]) ja sie gestatten sogar nach dem Vorschlage von Sonnenfels, daß die Schauspieler ihre Appartements besuchen, damit diese Anstand und gute Sitten lernen.[2]) Der intelligente Theil des Volkes aber nahm langsam zwar, doch sicher und stetig, die Grundsätze auf, die im „Mann ohne Vorurtheil", in den „Briefen über die Wienerische Schaubühne" und in den anderen Sonnenfels'schen Schriften niedergelegt waren.

Patriotische Männer, unter ihnen auch Rautenstrauch, trachteten dem neuen Geiste dadurch gerecht zu werden, daß sie Stücke schufen, vollständig emancipirt vom Hanswurst und möglichst gerecht den jüngsten Lehren.

Ueber diese neuen Lehren, welchen auch unter Anderen Freiherr von Gebler, Ayrenhoff, Heufeld, Stephanie der Aeltere und der Jüngere, J. H. Müller huldigten, äußert sich Rautenstrauch selbst in einigen seiner später noch zu besprechenden Schriften wie folgt:

Alle Zoten sind verbannt;[3]) denn das Extemporiren ist verboten. Kein Doctor Faust, kein steinernes Gastmahl, keine Megäre, keine Evakathel und Schnudi wird mehr aufgeführt . . . Wir

---

[1]) z. B. Graf Joh. Nep. Kohary, welcher ein Comité „composé de directeurs de chaque spectacle et de gens de goût" einsetzte und eine Schuldenlast von viermalhunderttausend Gulden zu Gunsten des Theaters anhäufte (vergl. Dr. Eduard Wlassak: „Chronik des k. k. Hofburg-Theaters zu dessen Säcularfeier im Februar 1876. — Wien 1876.")

[2]) H. M. Richter: „Geistesströmungen. Berlin 1875."

[3]) „Der Teufel in Wien. Eine nächtliche Phantasie von Salzmann (Rautenstrauch) Wien 1783."

hassen das Uebertriebene;[1]) je getreuer das Bild nach der Natur, desto mehr schätzen wir es. Der Staat hat das Schauspiel in seine Hand genommen und regelt es u. s. w."

* * *

Rautenstrauch's erstes Lustspiel: „Die unversehene Wette" (La gageure imprévue) oder „Wer viel weiß, weiß noch nicht Alles" war kein Originalwerk, sondern nach dem Französischen des Sedaine.[2]) Es hat folgenden Inhalt:

Die Gräfin Lindenhall sitzt auf dem Balcon ihres einsamen Schlosses und langweilt sich. Der Graf von Lindenhall befindet sich auf der Jagd, ein Umstand, der auch nicht dazu beiträgt, seine Gemahlin höher zu stimmen; er wird zu Mittag nicht bei Tische sein. Die Gräfin ist aber gerade heute darauf erpicht, nicht allein zu speisen. Ihre Absicht zu verwirklichen, läßt sie einem Officier, den sie gerade erblickt, melden, er möge sie, die Gräfin — Wondrackel, besuchen.

Der Officier erscheint also. Er sehe ihrem Gemahle so ähnlich, daß sie wähnte, er sei ein Verwandter desselben, daher habe sie ihn zu sich gebeten. Damit motivirt die Gräfin ihren Schritt. Sie lädt den Fremden allsogleich zum Diner ein. Dieser, welcher weiß, bei wem er sich befindet, nimmt an.

Nach dem Speisen verabschiedet sich Baron Dornfeld — dies der Name des Officiers — von der Gräfin. Doch lohnt er deren Liebenswürdigkeit mit Undank, der sich allerdings erst später offenbaren sollte.

In einem Gespräche nämlich, das sich noch beim Abschiede entspinnt, rühmte unsere liebenswürdige Hausfrau die Ueber-

---

[1]) Rautenstrauch: „Die Frauenzimmer im XIX. Jahrhundert. Ein Traumgesicht. — Wien 1781."

[2]) Sedaine Michel Jean wurde 1719 in Paris geboren und starb 1797. Näheres siehe: „Nouvelle Biographie générale depuis les temps les plus regulés jusqu'à nos jours. Tom quarante-troisième. Publiée par M. M. Firmin Didot frères. Paris 1864."

legenheit des Weibes, was den Baron zur Bemerkung veranlaßt, er wünsche nichts sehnlicher, als daß sein ehemaliger Oberst, Graf Lindenhall, diese Ansichten hören könnte. Dieser habe nämlich die allerschlechteste Meinung von den geistigen Fähigkeiten der Frauen, vielleicht deshalb, weil es mit seiner eigenen Gattin nicht richtig sein solle. Diese vergesse nämlich oft selbst ihren Namen.

In diesem Momente meldet man die Ankunft des Grafen. Dornfeld wird rasch im Nebengemach versteckt, ebenso rasch aber wird in der Gräfin der Wunsch rege, für die „Worte ihres Gemahls" Revanche zu nehmen, und so, daß der Officier es hören muß, zu demonstriren, daß sie in Bezug auf geistige Fähigkeiten es mit dem Grafen Lindenhall aufnehmen könne. Ihr Kriegsplan ist also gefaßt und als erste Consequenz desselben zieht sie den — Schlüssel des Zimmers ab, in welchem Dornfeld sich befindet.

Der Graf tritt herein. Auf ihr Befragen, wie er mit dem Jagdergebnisse zufrieden sei, gibt er ihr einen ausführlichen Bericht, in welchem er, um ihr zu imponiren, alle waidmännischen Ausdrücke herunterdeclamirt. Die Gattin spricht ironisch bewundernd von seinen geistigen Fähigkeiten, und wie klein sie ihm gegenüber dastehe; insbesondere in mechanischen Künsten wisse sie keinen Bescheid. Er darauf, daß er in dieser Wissenschaft mit Peter dem Großen wetteifern könne.

Gräfin: „Auf diese Art würde ich mit Ihnen sehr zu kurz kommen. Just diesen Augenblick betrachtete ich die Thüre und dachte: jedes kleine Stück von Eisen, so daran ist, hat gewißlich seinen eigenen Namen, und, das Schloß ausgenommen, wüßte ich nicht den Namen von einem einzigen zu sagen".

Graf: „Und ich, Madame, ich wollte sie den Augenblick alle hersagen".

Gräfin: „Alle? das kann nicht sein!"

Graf: „Ich wette darauf".

Gräfin: „Ach, das ist leicht gesagt".

Graf: „Ich wette, Madame, ich wette!"

Sie kannte des Grafen Wettlust, und hatte ihn nun auf dem gewünschten Punkt. Die Wette um 20 Louisdor gilt.

Der Graf mit einer Fachkenntnis, die jedem Schlosser Ehre machen würde, beginnt also die Theile der Thüre zu benennen: Schloß, Schraube, Schraubenmutter u. s. w. Endlich erklärt er, mit der Aufzählung fertig zu sein. Die Gräfin bekennt sich für besiegt. Das früher vereinbarte Protokoll wird zusammengelegt, versiegelt und petschirt. Sie erbittet sich eine Stunde Zeit, um untersuchen zu können, ob er wirklich alle Bestandtheile genannt. Der Herr von Lindenhall, großsprecherisch wie immer, concedirt ihr zwei Tage.

Er soll sich verrechnen. Jetzt nämlich kommt die Gräfin mit ihrem Hauptgeschütz. Sie erzählt die Erlebnisse des heutigen Tages und zum Schlusse, daß ein Officier im Nebenzimmer eingeschlossen sei. Der Graf hört mit wachsender Erregung zu und verlangt endlich stürmisch — den Schlüssel. Da fordert die Gräfin von ihrem verblüfften Gemahl die zwanzig Louisdors; denn den Schlüssel zu nennen, hatte er vergessen. Er ist beschämt und zieht geschlagen von dannen.

Diesen Augenblick benützt Baron Dornfeld, um sein Zimmer zu verlassen. Mit triumphirendem Lächeln nimmt die Gräfin seine Gratulation entgegen. Nun aber erfährt sie zu ihrem Verdruß, daß er schon früher gewußt, wer sie sei, und daß sie durch ihren unüberlegten Schritt Veranlassung zu seiner Neckerei gegeben. Sie schöpft aber daraus die Lehre, nie wieder verschlagen zu sein, sondern stets den geraden Weg zu gehen. Der Baron verläßt das Haus, um sofort wiederzukehren — zu seinem Freunde, dem Grafen von Lindenhall.

Aus dessen Armen empfängt er seine künftige Gattin — Adelheid.

Diese, welche früher in einem Kloster gewesen, hat die Nacht, welche den erwähnten Ereignissen vorausging, mit ihrer Begleiterin im Zimmer des abwesenden Grafen zugebracht. Die Gräfin, durch den Kammerdiener Johann auf diesen geheimnisvollen Besuch aufmerksam gemacht, hatte die Damen rufen lassen und vernahm aus Adelheids Munde, daß diese bislang in einem Kloster gewesen und öfters den Besuch des Grafen Lindenhall empfangen, den sie als Vormund, Anverwandten und Freund hochverehre. Gestern sei der Graf Lindenhall gekommen, sie aus dem Kloster zu holen, wie er es ihr einige Zeit früher, da er in Begleitung eines jungen Mannes bei ihr gewesen, versprochen.

Der junge Mann ist Baron Dornfeld. Er und seine Braut empfangen den Segen der Gräfin mit den Worten: „Der Himmel versagte mir einen Erben, und nun gibt mir ein Augenblick eine Tochter und einen Sohn!"

Indessen nicht mit dieser Bearbeitung eines fremden Stückes, sondern mit einem deutschen Original-Lustspiel sollte Rautenstrauch seinen Ruhm in der Theaterwelt und seinen Ruf in der Literaturgeschichte begründen.

Es ist dies das im Jahre 1773 erschienene Lustspiel „Der Jurist und der Bauer. Ein Lustspiel in zween Aufzügen von Johann Rautenstrauch. Wien 1773. (Frankfurt und Leipzig 1777.)" Mit diesem Stücke erreichte Rautenstrauch, wie schon erwähnt, den Höhepunkt seines dichterischen Schaffens. Das Stück ist ein Tendenz-Lustspiel im guten Sinne des Wortes. Es hat zum Hintergrunde den Gegensatz von Stadt und Land, von Herrn und Bauer, von Bildung und Unbildung, von Rechtlichkeit und Verschlagenheit, aber in liebenswürdiger, ansprechender Weise, frei von jeder gehässigen Uebertreibung.

Wir gehen zum Gange der Handlung. Zwei streitende Bauern: Knebel und Kunz; zwei Advocaten: Geyer und Lanze.

Von dem ersten der Bauern sagt der Advocaten-Diener Fettig: „Er verkauft dem Martin Kunz alle seine Feldgüter;

und weil im Kauf ein Stück Krautacker nicht specificirt ist, so streitet er ihm solchen ab — und Kunz verliert, weil er fünf Jahre hat vorbeigehen lassen, ohne das Stück Acker zu fordern, obwohl er anfänglich nicht gewußt, daß es dazu gehört und er hintergangen sei."

Kunz, der von dem Entscheid, daß er den Proceß verloren, noch nicht unterrichtet ist, kommt vom Lande herein, um sich bei Geyer, seinem Vertreter, über den Stand seiner Angelegenheit zu erkundigen. Zunächst aber schickt er seine Tochter Rosine mit „Schunken und Eyer" voraus. Rosine, in ihrer Einfalt, begibt sich aber statt zu Geyer zu Lanze (dem Vertreter von Kunzen's Gegner Knebel), wo ihre Gaben sofort von Fettig und der Haushälterin Catharine freudigst in Empfang genommen werden. „Höre", sagt Catharine, „der Herr Advocat hat mir verboten, Etwas anzunehmen; Euch zu Gefallen aber will ich's doch da behalten; aber ihr müßt ihm nichts davon sagen, er hört's nicht gern". Rosine entfernt sich, kommt aber bald zurück, nachdem sie ihren Irrthum eingesehen, um Eyer und Schunken zu reclamiren. Nicht Fettig und Catharine trifft sie jetzt an, sondern Lanze selbst und macht durch ihr einfaches Wesen einen solch gewinnenden Eindruck auf diesen, daß er ganz Feuer und Flamme ist.

Ihr Vater hat Lanze bereits früher für Nachmittag zu sich gebeten, um ihm die Gerichtskosten einhändigen zu können. Lanze erscheint denn auch in der That, aber zu anderem Zwecke. Rost, den Schwager Kunzen's, den er zuerst antrifft, bittet er um seine Vermittlung bei seiner beabsichtigten Werbung um Rosine, die dieser auch zusagt. Diese Werbung sollte nämlich in Folge des Hasses, den Kunz gegen die Juristen hat, nicht ohne Schwierigkeiten verlaufen.

Als Rosine des Advocaten ansichtig wird, will sie davonlaufen. Rost beschwichtigt sie, spricht über die Absichten Lanze's, sich zu verheiraten, und es kommt hierauf zu folgendem Dialog zwischen Letzterem und Rosinen:

Rosine (für sich): „Eine Braut? Noch heut'? Es mag wohl eine hübsche Sache um den Brautstand sein."

Lanze: „Nun, liebe Rosine! Wollen wir ernsthaft mit einander sprechen."

Rosine: „Das wollen wir. Sie kennen also den, den ich heiraten soll?"

Lanze: „Ich kenne ihn — sehr gut."

Rosine: „Ich sollte ihn doch auch kennen."

Lanze: „Auch sie kennt ihn —"

Rosine: „Das wüßt' ich nicht. Der Rechenmeister kann's nicht sein, der Michel auch nicht — denn die sind ja nicht vornehm und nicht so hübsch, wie Sie — sonst hab' ich mit Niemand Bekanntschaft."

Lanze: „Wie, wenn ich's wäre?"

Rosine (schalkhaft): „Wenn Sie es wären —"

Lanze: „Wenn ich's nun wäre, würde sie mir den Korb geben?"

Rosine: „Wenn Sie es wären — so wär's mir recht. Sie sind's auch, Sie müssen es sein; ich wüßte nicht, wer es sonst sein sollte."

Lanze: „Ja, gutes Kind! Ich bin es; ich liebe Sie von ganzem Herzen. Kann sie mich auch lieben? Will sie die Meinige werden?"

Rosine: „Mit Freuden! — (betroffen) Aber mein Vater — mein Vater —"

Lanze: „Ihr Vater soll besänftigt werden; ich hab' alle Hoffnung dazu —"

Rosine: „Wenn Ihnen das möglich ist, so bin ich Ihnen. Ich weiß nicht — es wird mir so wunderlich um's Herz, es klopft so —"

Lanze: „Dies ist das Gefühl der Unschuld und der Liebe —"

Rosine: „Empfinden das andere Mädel auch, wenn sie heiraten sollen?"

Lanze: „Nicht alle — sie sollten es wenigstens empfinden —"

— — — — — — — — — — — — —

Rosine: „Sagen Sie mir — was hat denn eine Frau zu thun?"

Lanze: „Ihren Mann zu lieben und das Hauswesen zu regieren."

Rosine? „Sonst nichts?"

Lanze: „Nichts sonst."

Rosine: „Da haben es ja die Weiber recht gut, wenn's sonst nichts ist — darein will ich mich schon finden. Ich hab' gemeint, ich muß Ihnen auch studieren helfen . . ."

Kunz überrascht die Liebenden und stört sie unsanft. Lanze und Rost bemühen sich aber, ihn vom Hasse gegen die Juristen zu heilen. Scheinbar vergeblich. Ebensowenig, wie er sich je mit Knebel aussöhnen werde, ebensowenig werde er sich je einen Advocaten zum Schwiegersohn nehmen. Da es der Kunst Lanze's gelingt, die erstere Behauptung Lügen zu strafen, indem er das Herz der Gegner rührt, was den erzürnten Kunz zu dem Bekenntnis veranlaßt, daß die Advocaten auch Gutes stiften können, so wird wohl auch die Verlobung nicht lange mehr auf sich warten lassen. In der That ist dem so. Zwar macht Kunz noch einen letzten Versuch, das Uebel abzuwenden, indem er Lanze auffordert, die Advocatur niederzulegen; er begnügt sich aber schließlich mit dem Versprechen, daß dieser es dann thun werde, wenn er ein anderes Amt bekäme. Und versöhnend klingt das Stück in die Worte aus:

„Es leben gute und böse Christen,
Es leben Bauern und Juristen!"

Die sympathischeste Figur in dem Stücke ist wohl Kunz, ein Landmann von echtem Schrot und Korn, gutmüthig und in der Meinung befangen, daß alle ebenso arglos seien, wie er selbst. Er führt nicht Proceß, um das Gut, das seiner Meinung nach ihm gehört, wirklich zu bekommen — bäte ihn sein Gegner um

dasselbe, er überließe es ihm gerne; er führt nur Proceß, um sein unzweifelhaftes Recht zu documentiren. Das ist aber nicht eitle Rechthaberei; ist nicht zu verwechseln mit jener Proceßsucht, wie sie ja im Bauernstande grassirt und schon Manchen um Haus und Hof gebracht. Seinem Vorgehen liegt vielmehr ein gar edles Motiv zu Grunde; er will, indem er den Gegner zum Bekenntnis seiner Schuld zwingt, denselben „bei seiner Rechtschaffenheit erhalten.“ Seiner optimistischen einfachen Weltanschauung entspricht auch sein Haß gegen die Juristen. Er kennt nur das Recht sans phrase; nicht das Recht als „Stümperei der löblichen Gesetzgeber von heute auf morgen“, um ein Wort Adolf Exner's zu citiren. Darum vermag er seine Verurtheilung wegen Verjährung nicht zu begreifen. Darum sein Haß gegen die Juristen.

Das Gegenstück zu Kunz ist sein Proceßgegner Knebel, eine weniger naive Gestalt; er ist der pfiffige Bauer, ohne in jene Rohheit auszuarten, welche die Brücke zur Verständigung ganz abbräche.

Einen wirksamen Contrast schafft Rautenstrauch auch in den beiden Juristen Lanze und Geyer. Der erste faßt seinen Beruf von der idealen Seite auf, was ihn allerdings nicht hindert, auszusprechen: „Ich lasse mich von Jedem bezahlen.“ Er gibt zu, daß durch die Juristen schon Mancher in's Unglück gekommen — Legion sei jedoch die Zahl Jener, die ihren Rechtsvertretern Hab und Gut, Glück und Zufriedenheit verdanken. Lanze ist „anständig“; er verbietet die Geschenkannahme seitens seiner Dienerschaft, verlangt niedrige Expensen und — schwärmt. Ja! er schwärmt; er verliebt sich in ein einfaches Mädchen vom Lande, „das schön, unschuldig, gefühlvoll und mit einem unverdorbenen Herzen“ begabt ist. Ob es wohl viele solcher sentimentalen Advocatennaturen gibt? Sein College Geyer ist ein geriebener Kerl. Er scheut sich nicht, für Geld einen Vergleich mit seinem Amtsgenossen zu Ungunsten seines Clienten abzuschließen.

Eine glückliche Hand zeigt Rautenstrauch auch in den Episodenrollen. Da ist vor Allem der Advocatendiener Fettig das Prototyp eines solchen. Er hat von seinem Chef gelernt, die Schriftstücke für reiche Leute umfangreicher zu gestalten, um die Gebühren dann entsprechend berechnen zu können; mit viel Wichtigthuerei gibt er seinen Kunden Bescheid, ohne Auftrag und Befragen seines Herrn. Mit Wonne empfängt er die Accidenzen, woher sie auch kommen mögen. Desgleichen seine würdige Collegin Catharine. Auch sie sucht sich ihrem Gebieter Lanze unentbehrlich zu machen. Zu seinem bürgerlich-philiströsen Auftreten gehört auch, daß er ein großer Sparmeister ist. Darum fällt sie ihm so wenig als möglich zur Last. Sie braucht es auch nicht; sie nimmt ja Geschenke an, trotzdem er es ihr verboten. Nicht gering sind ihre Aspirationen Sie will Frau Advocatin werden. Als sie einsieht, daß ihre Hoffnungen sich nicht erfüllen können, tröstet sie sich an dem Herzen des — Advocatendieners. Rost, dem die Rolle des ehrlichen Maklers zufällt, ist ein von der Cultur beleckter Bauer. In welchem Maße, zeigt sich darin, daß er seinen Rechenmeister Grübler bittet, ihm ein Buch zuzueignen, damit sein Name auf demselben gedruckt sei. Er würde zwar gewiß nicht viel von dem verstehen, was darin steht, aber das sei wohl bei den Meisten der Fall, welchen Bücher zugeeignet werden. Rosine ist die Unschuld vom Lande, nicht ohne gewisse Schnippigkeit, z. B. wenn sie sagt: „Unser Nachbar hat gesagt, sie (die Advocaten) streiten Einem das Hemd vom Leib ab — das kann ich nicht glauben. Den wollt' ich doch sehen, der mir das Hemd abstreiten könnte, das ich anhabe."

Die eingangs gekennzeichnete Tendenz des Stückes kommt unter Anderem in folgendem Dialog zum Ausdrucke:

Lanze: „Er müßte appelliren an einen höheren Richter."

Kunz: „Und wenn mir's der auch abspricht."

Lanze: „So kann er doch weiter appelliren."

Kunz: „Damit ein Jeder was davon bekommt — nicht wahr? Das wird einem Richter von dem anderen in die Hand gespielt?"

oder:

Grübler: (liest dem Kunz einen richterlichen Bescheid vor, an dessen Schluß es heißt:) „Von Rechtswegen!"

Kunz: „Der Amtmann ist ja links — wie kann er denn schreiben von Rechtswegen?"

Grübler: „Das ist nicht so zu verstehen."

Kunz: „Wie denn?"

Grübler: „Das steht unter jedem Bescheid! es ist das Schlußwort der Gerechtigkeit."

Kunz: „Wenn aber der Bescheid ungerecht ist, steht's auch darunter?"

Grübler: „Allezeit!"

Kunz: „Ei, du schöne Gerechtigkeit! Ich sollte fast närrisch werden."

So geht es fort durch das ganze Stück. „Wenn alle Seufzer sich auf ihre (der Advocaten) Seele setzen, so können sie nicht drei Klafter hoch kommen, geschweige denn in den Himmel." — „Ich muß ihm deutsches Geld zahlen und er macht mir die Rechnung lateinisch." Dann in anderer Richtung. „Sobald die Bauernmädchen nur in die Stadt schmecken, sind sie schon verdorben."

Der Aufbau des ganzen Stückes ist einfach. Durch eine glückliche Sprache kommt die pointirte Unterlage desselben zu guter Geltung. An diesem Stück erprobt sich die Wahrheit des Satzes, „daß das Leben an sich dichtet und daß der strengste Realismus die beste Poesie ist." Und welcher gesunde Realismus uns hier entgegentritt, zeigt sich wohl bei der Charakterisirung der einzelnen Figuren. Freilich kann man sich der Empfindung nicht erwehren, daß man es hier nicht mit einem Dichter von Gottes Gnaden zu thun hat, sondern nur mit einem allerdings

geschickten Arrangeur. Das Stück erlebte in Wien in nicht ganz zwei Jahren 24 Aufführungen. Es wurde außer am deutschen Nationaltheater auch auf anderen Bühnen Deutschlands aufgeführt, und zwar sehr lange Zeit, [1] so in Mannheim, [2] Frankfurt am Main, [3] Weimar, [4] Berlin und Hamburg, [5] in Bern, [6] und war stets des Beifalls sicher. [7] Freilich trug zu dem besonderen Erfolge in Wien viel das Spiel der genialen Adamberger bei, welche die Rosina gab, in welcher Rolle sie auch in der Galerie der Schauspieler gemalt und in dem „Wiener Theater-

---

[1]) Vergl. oben Martersteig: „Protokolle", der Aufführungen bis in's Jahr 1856 verfolgt.

[2]) Martersteig: „Protokolle". Wir entnehmen demselben wiederholte Aufführungen.

[3]) In von Oven: „Das erste Städtische Theater zu Frankfurt a. M. (Neujahrsblatt des Vereines für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt), Frankfurt 1872", erscheint unter dem Verzeichnis der ersten Aufführungen der seinerzeit beliebtesten Stücke unter dem Datum des 18. Mai 1791 Rautenstrauch's „Jurist und Bauer", vergl. S. 115.

[4]) „Goethe's Werke. — Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe. 27. Th. 1. Abthlg. Tages- und Jahreshefte. — Biographische Einzelheiten von W. Fr. von Biedermann. Berlin. Gustav Hempel. (Vergl. S. 77 und 634.)" — Ueber eine Aufführung am 4. Februar 1788 berichtet Martersteig in „Pius Alexander Wolf. — Leipzig 1879." S. 33.

[5]) In den letzten beiden Städten noch in den Jahren 1833 und 1834. (Vergl. Beuermann „Almanach der deutschen Bühne auf das Jahr 1835. — Frankfurt) S. 333 und 376.

[6]) „Nachricht von der Bernerischen jungen Schauspielergesellschaft des Herrn Berner's von M. J. N., einem Zögling derselben — 1782." (S. 30).

[7]) Willibald Alexis (Häring) widmet in seiner „Sonette" (abgedruckt im 7. Jahrgange des Jahrbuchs deutscher Bühnenspiele) dem „Jurist und Bauer" folgende Zeilen: „Zwar ist's ein altes Stück, doch lieb' ich's, weil man stets des Beifalls sicher ist." (Vergl. Heinrich Kurz „Geschichte der deutschen Literatur, III., 381").

almanach von 1796" gestochen ist. [1]) Auch von Iffland [2]) wissen wir, daß er in dem Stücke auftrat.

Ein Ereignis, das sich im Jahre 1774 in Wien zutrug, gab Rautenstrauch Veranlassung, eine „dialogierte wahre Geschichte", betitelt: „Die Brunnengräber",[3]) zu schreiben. Das Ereignis war das folgende: Ein alter Taglöhner und ein junger Mann gruben im achten Wiener Bezirke, in der Josefstadt, an einem neuen Brunnen, in einem neuen Hause. Sieben Klafter tief hatten sie bereits gegraben, als der Brunnen zusammenstürzte und sie verschüttete. Als Josef II. von diesem Unglücksfalle erfuhr, eilte er allsogleich zur Unglücksstätte und traf die ausgiebigsten Anstalten zu ihrer Rettung. Neunzehn Arbeiter, von denen jeder einen Ducaten vom Kaiser erhielt, arbeiteten an der Rettung der Beiden. Der Kaiser erkundigte sich öfters persönlich nach ihnen, legte sich selbst auf die Erde und sprach den Vergrabenen Muth und Trost zu. Nach zwei Tagen und zwei Nächten wurden sie befreit. Josef kam selbst, um sie zu beglückwünschen. Er schickte jedem fünfundzwanzig Ducaten und befahl für den alten Tag-

---

[1]) Oehler a. a. O. — Gemeint ist Maria Anna Adamberger die Aeltere (geboren in Nürnberg am 23. October 1752, gestorben in Wien am 5. November 1804). Das oben erwähnte, in der Galerie der Schauspieler befindliche Bild ist ein Oelgemälde, welches heute noch das Foyer des neuen Wiener Hofburgtheaters schmückt (Vergl. „Alt-Wien. Monatsschrift für Wiener Art und Sprache. Herausgegeben und redigirt von Leopold Stieböck." 5. Jahrgang, Nr. 1, 1896. — Dr. Hans Freiherr von Jaden Wien: „Ueber Theodor Körner's Braut und deren Familie.")

[2]) In Martersteig's: „Protokolle" heißt es unter der 23. Sitzung (und der 4. im 6. Theaterjahre) vom 14. Februar 1785 (Kritik von Sr. Excellenz Freiherrn von Dalberg): „ . . . Die Spielart der Madame Brandel sei ein Beweis, wie sehr Pünktlichkeit und Heraussetzung unbedeutend scheinender Rollen auf's Ganze wirkt. — Von gleichem Werth für's Ganze ist Herrn Iffland's Rolle des Grüblers in „Jurist und Bauer. . ."

[3]) „Die Brunnengräber. Eine dialogierte wahre Geschichte von Wien. In einem Aufzuge von Johann Rautenstrauch. Wien. 1774."

löhner, der wahnsinnig zu sein schien, alle mögliche Sorge zu tragen. So weit die Chronik.[1])

Rautenstrauch nun dramatisirte die ganze Episode.

Mehr noch als im „Jurist und Bauer“ zeigt sich hier seine Kunst meisterhafter Charakterisirung, aber auch, wie sehr der Dichter Anhänger seiner neuen Heimat geworden war. Nur auf dem Wiener Boden wachsen solche Gestalten, gute und böse, empor, wie wir sie hier finden werden.

Name der Verunglückten: Christof Frank, genannt Vogelfanger, Anton Lehmann. Zeit: der dritte Tag, seit das Unglück geschah. Alle Anstrengungen sind trotz Kaiser Josefs Aneiferung vergeblich. Die ganze Stadt harrt mit ängstlicher Spannung einer günstigen Nachricht und naturgemäß ist die Erregung an der Unglücksstätte am größten. Jeder, der sich an derselben einfindet, äußert sich seinem Charakter, seinem Temperament und seiner Gemüthsanlage entsprechend. Zuerst ein junger „Pursch“, von jener Sorte, die heute in Wien den bezeichnenden Namen „Pülcher“ führt.

„Es muß recht angenehm d'runten sein in der jetzigen Hitze“, witzelt er und zieht sich dadurch eine strenge Zurechtweisung des „alten Mannes“ zu, der, sowie der „junge Mann“, lebhaftes Solidaritätsgefühl mit seinen unglücklichen Kameraden verräth, mit Begeisterung an das Rettungswerk geht.

Er bedauert sie aus voller Seele; aber er preist ihr Loos auch glücklich, im Vergleiche zu Jenen, die im Unglück sind, ohne daß sich Jemand ihrer erinnert; er preist sie glücklich, weil ganz Wien auf eine frohe Botschaft von ihnen lauscht — zeigt sich ja doch das goldene Wiener Herz am schönsten in den Tagen der Bedrängnis —, weil der gütige Monarch selbst so innigen Antheil an ihrem Schicksal nimmt.

---

[1]) F. X. Huber „Geschichte Josefs II., römischen Kaisers, u. s. w., Wien. In Commission bei J. G. Edlen von Mößle. 1792.“ S. 118.

Jetzt kommt ein Schuhmacher hinzu. Er muß auch seine Meinung in der „Frage" abgeben. Er sei zwar nur ein Schuhmacher, aber er habe im Kriege etwas gesehen, was, hier angewandt, die Rettungsaction beschleunigen würde: „Ich hätte immer drei Schuhe tiefe Löcher gemacht und ein Säckel Pulver hineingelegt und angezunden, so wäre der Bettel in die Luft gesprungen. Auf zehnmal hätte ich ein größeres Loch gehabt, als die da und hätt' über ein paar Stunden nicht gebraucht." „Da hat er Recht", antwortet ihm der „alte Mann", „die armen Kerls wären schon heraus, aber gewiß nicht lebendig."

Was will die Mutter dort mit dem Kinde?

Kind: „Es dürstet mich."

Mutter: „Du mußt warten."

Kind: „Ich kann nicht warten."

Mutter: „Du sollst aber."

Kind: „Wenn ich nicht kann."

Mutter: „Halt's Maul oder ich pritsch' Dich!"

Kind: (weint).

Mutter: „Sei still, oder ich werf' Dich dort in's Loch hinein — zum Wauwau."

Die Lise muß natürlich kommen, die gute, verliebte Seele; sie empfindet rührendes Mitleid mit ihrem Anton. So schön hat sie sich schon ihr Heim mit ihm ausgemalt — und jetzt! „Ein armes Mädel, wenn es allein lebt und sich von ihrer Handarbeit ernähren muß, ist ein unglückliches Geschöpf. Sie wird von Jedermann über die Achsel angesehen, und wenn sie sich noch so gut aufführt, so glaubt man ihr doch nicht!"

Lises Gegenstück ist des „Vogelfangers" bissiges Weib. In diesem Augenblicke der Gefahr denkt sie nicht an ihres Mannes Rettung, sondern sie spricht nur von dem, was ihr Unangenehmes von seiner Seite gescheh'n; sie freut sich, daß er jetzt dafür büßen muß; auch über seinen Tod würde sie sich trösten.

Die Mühe der braven Arbeiter, die für ihre Genossen das Rettungswerk unternehmen, ist von Erfolg gekrönt. Die Verschütteten werden gerettet, zuerst Anton. Mit bewegtem Herzen dankt er Gott, dem Herrn. Dann nimmt er aus der Hand seiner Lise ein „eingemachtes Hähnel und drei Knetel" (fünf hätten sie ihr schon weggegessen.) Während Anton sich's gut schmecken läßt, ruft plötzlich einer von den Zuschauern: „Es ist Fasttag!" Anton: „Was?" (speit den Bissen aus dem Mund heraus.)

„Der alte Mann" ertheilt ihm Absolution, indem er sagt, daß sein Zustand einer Krankheit gleich zu achten sei, und Anton daher essen dürfe.

Erst nach längerer Zeit wird auch der alte Taglöhner herausbefördert. Der arme, verzweifelte, durch Unglücksfälle verbitterte Mann! Ohnehin von einer fixen Idee befangen, daher der Beiname, geht dieselbe im Augenblicke seiner Rettung in Blödsinn über. Ihm ist ja keine Freude mehr beschieden.

In discreter Weise wird auch Kaiser Josef vom Dichter eingeführt. Er erscheint nicht auf der Bühne, sondern läßt Anton in's Haus rufen, um ihn reichlich zu beschenken. Er und Lise können jetzt Hochzeit machen.

Auch Verfasser eines „thierischen Lustspieles" ist Rautenstrauch; des Stückes: „Der Haushahn", abgedruckt in den „Vorlesungen für den Fasching". Gockel, der Haushahn, ist der Glücklichste der Hähne, glücklichster Gatte und glücklichster Vater. Vier Frauen, die ihn anbeten und eine ungezählte Schaar von Kindern sind sein Eigen. Er wünscht, daß es immer so bliebe. Allein des Lebens ungemischte Freude wird auch ihm nicht zu Theil. Seine beiden älteren Weiber gehen ihm wegen Vernachlässigung durch, und zwar zum Nachbar — sein Schmerz als Gatte. Seine Kinder, Pulla und Pippi, die er kraft des Hahnenrechtes mit einander vermählen will, haben sich schon anderwärts umgesehen. Pulla liebt Gockel, des Nachbars Sohn, Pippi Gockels Schwester, Hadria. Gockel kann umsoweniger seine Zustimmung zu diesen

Ehen geben, da er den Nachbar im Verdacht hat, die Flucht seiner Weiber unterstützt, wenn nicht gar veranlaßt zu haben. In Folge der Weigerung Gockels kommt es aber zu heftigen Zerwürfnissen zwischen Vater und Kindern — Gockels Schmerz als Erzeuger! Gans und Kapinus (ein junger Kapaun) hetzen. Allein es endet alles gut. Der Nachbar führt die ungetreuen Weiber auf den Weg der Tugend zurück. Diese erklären, daß sie Gockels Liebe nur auf die Probe stellen wollten; gerührt legt der nun wieder glücklichste Hahn die Hände von Pulla, Gockel, Pippi und Hadria zusammen. Alles versöhnt! ungehört verhallt der Fluch des Kapinus! Und das Epimythion? „Vernachlässige Deine alten Weiber nicht, auch wenn Du noch junge hast!"

Hier eine Probe aus dem „thierischen Lustspiel" Rautenstrauch's:

Gockel: „Gigriki! Wie befindest denn Du Dich, holde Rhodina?"

Rhodina: „So, so! es muß gut sein, bis es besser wird."

Gockel: „Ho, ho! Du erwartest also noch bess're Zeiten?"

Rhodina: „Lass' mich!"

Gockel: „Hast Du Grillen, so geh' in's Grüne und suche sie zu vertreiben."

Rhodina: „Das werd' ich, glaub' es mir." (Ab).

Gockel: „Das war in einem bedeutenden Tone gesprochen; in einem Tone, den zu hören ich nicht gewohnt bin; doch ich will mich nicht auch beunruhigen. — Sage mir nun gute alte Persia, wie geht's Dir?"

Persia: „Wie es allen alten Hühnern zu gehen pflegt."

Gockel: „Du hast nicht Ursache, Dich über etwas zu beklagen, ich habe Dich mit Wissen nicht beleidigt."

Persia: „Ich beklage mich nur über mein Alter; sobald eine Henne bei Jahren ist, wird sie unwerth."

Gockel: „Du bist wunderlich."

Persia: „O! ich bemerke es gar zu wohl, wie Dein gutes Gemüth gegen mich von Tag zu Tag abnimmt, und wie alle Deine Schmeicheleien nur an Deine bunte Lydia und scheckige Patavia verschwendet werden."

Mit Entschiedenheit sträubt sich Rautenstrauch dagegen, als Verfasser des ihm zugeschriebenen Lustspiels „Die Vormundschaft" oder „der Strich durch die Rechnung" zu gelten.[1]) Er schreibt darüber:[2]) „Nachricht. Der Buchhändler Stage in Augsburg hat einem elenden Geschmiere seines Verlages, genannt: ‚Die Vormundschaft' oder ‚Der Strich durch die Rechnung', ein Lustspiel in einem Aufzuge, meinen Namen vorgesetzt. Weil nun Niemand etwas Entehrendes von einem Andern gerne auf seine Rechnung nimmt, so bin ich bemüssigt, öffentlich bekannt zu machen, daß ich an diesem albernen Lustspiele nicht den mindesten Antheil habe." An anderer Stelle[3]) sagt Rautenstrauch: „... Wenn den Ausländern freilich ‚Die Vormundschaft' oder ‚Der Strich durch die Rechnung' unter meinem Namen zu Gesichte kommen wird, so weiß ich nicht, was sie denken werden. Da ich aber sowohl in hiesigen als in fremden Zeitungen öffentlich bekannt gemacht, daß ich kein Theil daran habe, und daß einer, der vielleicht über meinen Contract mit dem Theaterdirector scheel sieht, diesen Schmarren zum Nachtheile meines Namens zum Druck befördert haben muß, so werde ich hoffentlich die Complimente deswegen schon abgelehnt haben."

Zur Ehre Rautenstrauch's wollen wir annehmen, daß er in der That nicht der Verfasser dieses langweiligen, possenmäßig derbangelegten Machwerkes ist. Das Komische ist ja zweifellos äußerst tolerant seinen Gestalten gegenüber und erkennt auch

---

[1]) Wurzbach und Goedeke erwähnen der Notiz de Luca's in „Gelehrtes Oesterreich", welche besagt, es sei Rautenstrauch nicht der Verfasser.

[2]) S. „Realzeitung" (Wien 1775. 21. Stück vom 25. Mai).

[3]) „Dialog statt der Vorrede" zum 2. Bande der „Meinungen der Babet" (in einer Polemik mit dem „Leipziger Musenalmanach").

verkehrten und widrigen Elementen ihre Geltung zu. Aber unter ein gewisses Niveau dürfen sie denn doch nicht hinabsinken. Der Verfasser der „Vormundschaft“ kann davon nicht freigesprochen werden, daß seinen Figuren eine beängstigende Rohheit und Flachheit innewohnt. Kaum eine annehmbare Figur. Eine kurze Inhaltsangabe möge dies beweisen.

Willibald, ein Handelsmann, geldsüchtig, unreell, herzlos, besitzt eine Pflegetochter. Nachdem er sie zuerst wie einen Ladendiener ausgenützt, will er sie nun möglichst vortheilhaft, — vortheilhaft für sich — verheiraten. Er hat die Wahl zu treffen zwischen dem grundgescheiten Gerichtsverwalter und dem tölpelhaften Albern. Die Wahl scheint nicht schwer. Aber für Willibald sind nur geschäftliche Rücksichten maßgebend, und da Albern ihm für seine Pflegetochter Caroline hundert Ducaten versprochen, so ist für Willibald die Entscheidung von selbst gegeben. Nicht so für sein Weib und für Caroline. Diese stehen auf Seite des Gerichtsverwalters, die erstere freilich auch aus selbstsüchtigen Beweggründen. Die Partei des Gerichtsverwalters hält auch Grübler, der Rechenmeister (derselbe wie im „Jurist und Bauer“); dieser gibt in einem Monologe unter Anderem dem Gedanken Ausdruck, daß es Schade wäre, wenn ein „solches Rindvieh“ wie Albern Caroline zur Frau bekäme.

Die Trauung mit Albern soll nach dem Wunsche Willibalds noch „diesen Nachmittag“ stattfinden. Zur bestimmten Stunde erscheinen die Gäste. Der Hausherr wendet sich zunächst an Albern mit der Frage: „Hat er das Geld bei sich?“

Albern: „Nein — ich will es bringen —“

Willibald: „Nun so hole er es geschwind, dann soll alles vor sich gehen.“

Albern: „Ja! Ja! Es soll gleich da sein.“ — (Ab).

Man muß bekennen: gemüthlicher kann es bei einer Verlobung schon nicht zugehen. Während der Abwesenheit Albern's werden

die Verlobungsgäste durch die Tiraden Eberhards, Willibalds Schwager, unterhalten. Nichts sehnlicher wünscht sich dieser, als zu den Zeiten gelebt zu haben, da der Pfarrer „E—E—Epikur" den Ton angab. Nun kann der große Act beginnen, da Albern wieder erscheint. Aber wehe! unserem Hochzeitscandidaten. Von allen Seiten wird er verhöhnt, nur Willibald secundirt ihm wacker und schreit, Caroline müsse ihn heiraten, und wenn sie an ihm „ersticke". Da erscheint wie ein deux ex machina der Gerichtsverwalter, welcher schon früher durch Frau Willibald von dem Ereignisse verständigt worden war. Caroline erklärt, daß sie den Gerichtsverwalter liebe, und der nette Vormund gibt schließlich seine Einwilligung, nicht ohne noch den Seitenhieb zu thun: „Wider Weiber und Juristen ist nichts auszurichten!"[1])

---

[1]) de Luca: „Das gelehrte Oesterreich. Ein Versuch. Wien 1778. I. Band. 2. Stück", erwähnt noch zweier ungedruckter Schauspiele Rautenstrauch's: „Die Croaten" mit Gesang und „Das Glück der Gelehrten" in fünf Aufzügen, macht jedoch keine näheren Angaben darüber, wo die Handschriften dieser Stücke sich befinden und welches der Inhalt derselben.

III. Rautenstrauch's lyrische Gedichte.

Als Frucht des Straßburger Aufenthaltes Rautenstrauch's erschien zunächst „Das beglückte Straßburg". (Straßburg, Jänner 1768; Karlsruhe 1769, Colmar 1770, nach Goedeke.) Dieses Gedicht führt uns in 150 Strophen ein Bild der Stadt Straßburg vor Augen, ihre Verwaltung, ihr Münster, ihre Fabriken u. s. w. „Allein die erhabenen Vorzüge und vielen Seltenheiten dieser Stadt sowohl, als meine zur Zeit noch unreifen Musenkräfte machten mir die Ausführung ziemlich schwer, wozu auch sogar das erwählte Versmaß geholfen, da in zehen Linien allemal ein ganzer Umstand geschildert und geschlossen werden mußte", [1]) schreibt der Dichter.

---

[1]) Der Einfluß Albrecht von Haller's auf Rautenstrauch bei Abfassung des „Beglückten Straßburg" erscheint mir zweifellos angesichts dieses Bekenntnisses, welches sich mit der Entschuldigung Haller's in der Vorbemerkung zu den „Alpen" nahezu deckt; (meint doch Haller daselbst: „Dieses Gedicht ist dasjenige, das mir am schwersten geworden ist . . . ich wählte eine beschwerliche Art von Gedichten, die mir die Arbeit unnöthig vergrößerte. Die zehenzeilichten Strophen, die ich brauchte, zwangen mich, so viele besondere Gemälde zu machen, als ihrer selbst waren und allemal einen ganzen Vorwurf mit zehen Linien zu schließen"); angesichts der von Beiden beliebten Besprechung bürgerlicher Verhältnisse; angesichts des von Beiden

Das Gedicht „Straßburg nach seiner Verfassung“ (1770) ist nur eine verkürzte und auch sonst veränderte Auflage des ersteren.

Die übrigen poetischen Producte Rautenstrauch's scheiden sich in zwei Gruppen. Sie sind einerseits österreichisch-patriotischen

---

angewandten Alexandriners — sowie die Citirung der Worte Haller's: „Wer seinen Zustand liebt und ihn nicht wünscht zu bessern, dem kann der Himmel selbst, sein Glücke nicht vergrößern!“ beim Eingang von „Straßburg nach seiner Verfassung“ meine Meinung nur bekräftigen kann.

Vergleiche übrigens:

Haller („Die Alpen“).	Rautenstrauch („Das beglückte Straßburg“).
„Hier macht kein wechselnd Glück die Zeiten unterschieden, — — — — — — — — Das Leben rinnt dahin in ungestörtem Frieden.“	„Kein Unfall machet hier die Zeiten unterschieden, Man leget sie zurück in ungestörtem Frieden.“
Haller a. a. O.	Rautenstrauch a. a. O.
„Bei Euch, vergnügtes Volk, hat nie in den Gemüthern Der Laster schwarze Brut den ersten Sitz gefaßt.“	„Bei Dir, beglückte Stadt, hat noch zu allen Zeiten Der Tugend hoher Werth die Lasterbrut verbannt.“
Haller a. a. O.	Rautenstrauch a. a. O.
„Hier herrscht kein Unterschied, den schlauer Stolz erfunden, Der Tugend unterthan und Laster edel macht.	„Es herrscht kein Unterschied, von diesem Gift erzeuget, Der Reichbemittelte und Arme sind hier gleich.“
Haller a. a. O.	Rautenstrauch a. a. O.
„O selig! . . . Der seinen Zustand liebt und niemals wünscht zu bessern, Das Glück ist viel zu arm, sein Wohlsein zu vergrößern.“	„Da die Verfassung nun Niemand wünscht zu bessern, So kann der Himmel selbst den Wohlstand nicht vergrößern.“

„Hallers Alpen“ aber sind ein Meisterwerk, was vom „Beglückten Straßburg“ wohl nicht behauptet werden kann.

Inhalts, andererseits stellen sie den Versuch humoristischer Ergüsse dar. Zunächst zu denjenigen der ersteren Art.

Im Jahre 1770 erschien „Der glücklichste Frühling für den unschätzbaren Flor des französischen Lilien-Gartens betreffs die von Gott gefügte Allerhöchste Vermählung des Allerdurchlauchtigsten und Geliebtesten königlichen Dauphins von Frankreich und Navarra 2c. 2c. mit Ihro königl. Hoheit der Allerdurchlauchtigsten und liebenswürdigsten Prinzessin Antonia, gebornen Erzherzogin von Oesterreich 2c., geschildert von Johann Rautenstrauch. — Straßburg, im Maimonat 1770."

In den historischen und bibliographischen Daten, die M. Thiébault einem im Jahre 1870 in Straßburg erschienenen Neudrucke dieses Gedichtes vorausschickt, schreibt er unter Anderem Folgendes:

„. . . Zum Andenken an den vorübergehenden Straßburger Aufenthalt (am 7. Mai 1770) der später so unglücklich gewordenen Erzherzogin Marie Antoinette wurde ihr von dem damaligen Bürgermeister dieser Stadt ein auf weißem Atlas gedrucktes Gedicht überreicht, welches im Laufe der Zeit spurlos verschwand und dessen Text und Inhalt in Vergessenheit gerathen war. Dasselbe ist nunmehr durch Zufall bei einem der größten Antiquare in Paris wieder aufgefunden worden, und war bei diesem zu dem Preis von 500 Fr. ausgestellt. Von dem Unterzeichneten wurde dann ein Facsimile-Nachdruck in zwanzig Exemplaren veranstaltet, nachdem sich in einer hiesigen Druckerei noch die identischen Typen des Originaldruckes vorgefunden hatten." „Der glücklichste Frühling" erhielt auch den vom Magistrat ausgesetzten Preis.[1])

---

[1]) Nach v. Wurzbach Constantin „Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750—1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. — Wien 1856" u. A.

In diesem Neudruck ist das Gedicht Rautenstrauch's auch dem Verfasser vorliegender Zeilen bekannt geworden. Dichterisch ist es ohne besonderen Werth, weshalb wir nicht näher darauf eingehen.

In den Tagen Friedrichs des Großen lebte die Literatur der „feuille volante" wieder auf, die anhebend in der Zeit der Reformation den ganzen Dreißigjährigen Krieg hindurch, im spanischen Erbfolgekriege ihre Orgien gefeiert hatte. Auch die schlesischen Kriege, vor Allem aber der Siebenjährige Krieg, rief zahllose Flugschriften hervor. „So gestaltete[1]) sich der Krieg zu einem dreifachen. Die Soldaten kämpfen mit dem Schwerte, der Diplomat in Staatsschriften, die anonymen Volksschriftsteller in den Flugblättern und Flugschriften."

Und nichts kennzeichnet besser den Grad der Kampfeswuth auf österreichischer Seite, als die Antwort, welche Friedrich der Große dem Grafen Kaunitz gab, als dieser ihm von einem gegen den König beabsichtigten Attentate Nachricht gab: Qu'il était obligé à l'Impératrice de l'information qu'elle voulait bien lui donner, mais que comme il y avait deux manièrs d'assassiner, l'une par le poignard, l'autre par des écrits injurieux ét déshonorants; il assurait à l'Impératrice, qu'il faisait peu de cas de la prémière et qu'il était infiniement plus sensible à la seconde." Auf österreichischer Seite Maria Theresia, auf preußischer Friedrich der Große — wahrlich zwei Dioscuren, welche den lebhaften Kampf begreiflich erscheinen lassen.

Rautenstrauch's „Josefs siebente Reise",[2]) seine Kriegs-[3]) und Friedenslieder[4]) können als Nachzügler dieser Periode angesehen werden.

---

[1]) H. M. Richter: „Oesterreichische Volkslieder und Volksschriften im Siebenjährigen Krieg. Wien 1866. 2. Aufl. 1869."

[2]) „Josefs siebente Reise. Ein Vaterlandslied. Wien, im Juli 1778."

[3]) „Kriegslieder für Josefs Heere. Wien, im November 1778."

[4]) „Friedenslied von Rautenstrauch. Wien, im Mai 1779."

Josef II. will das große Reich seiner Ahnen durch eigene Anschauung kennen lernen; aber nicht nur sein eigenes Vaterland. Er geht nach Frankreich, trifft bei Neisse mit Friedrich dem Großen zusammen u. s. w. Wo immer er erscheint, rühren sich die Harfen mehr oder weniger melodisch.

Als siebente Reise wird von Rautenstrauch die Fahrt des Kaisers nach dem Schauplatze des bayerischen Erbfolgekrieges bezeichnet, auf welchen sich Josef mit seinem Bruder begibt, begleitet von den Segenswünschen seines Volkes. Der Dichter fragt mit düsterm Blick:

„Wo ist der Kaiser? Wo?
Wo ist sein Bruder? Ist das Glück
Mit ihnen? Sind sie froh?

Wie? Oder sind sie in Gefahr?
Auf denn! Was steh'n wir da?
Auf, sie zu retten oder gar
Zu sterben — Alle! Ja!"

Sie sind in Gefahr; doch unter Gottes Schutz werden sie jedem Feinde Trotz bieten. Die Krieger stehen insgesammt, das Herz voll Muthes und voller Treue.

„Dort steht der Fürst der Brennen! Wer,
Wer sonst ist unser Feind?
Ha! starker Held, bliebst Du vielmehr
Stets Josefs treuer Freund!"

„Fürst der Brennen", der „Löwe", der „Adler", der „Norder-Held", der „zweite Attila"[1]) — das waren die Epitheta, die Friedrich während des Siebenjährigen Krieges erhielt und die nun auch von Rautenstrauch gebraucht werden.

Was könntet Ihr nicht Hand in Hand,
Was könntet Ihr nicht thun!
Wie könnt' das deutsche Vaterland
Durch Eure Eintracht ruh'n?

---

[1]) H. M. Richter a. a. O.

Friedrich aber will schon wieder Krieg.

Ha! mächt'ger, unbezwung'ner Fürst,
Du hättest g'nug gekriegt.
Sieh' zu! Gott schützt das Recht! Du wirst
Vielleicht am Grab besiegt.

Verlierst von Deinem Lorbeerkranz
Vielleicht den größten Theil;
Halt ein! Bleib' Held! Erhalt' ihn ganz.
Schenk' Deutschland Ruh' und Heil!

Umsonst, Du dürstest nur nach Blut
Und Ruhm — Wohlan! so sei's!
Prüf' nochmal uns'rer Krieger Muth,
Glaub': Theuer ist der Preis.

Theresens graue Helden glühen, für's Vaterland zu kämpfen; sie widmen in nie endender Treue Oesterreich Gut und Blut; sie wissen, wie man Schlachten schlägt: seht sie an die Starken Josefs! Alle freuen sich auf den Kampf. Josef sorgt für sie, damit sie keinen Mangel leiden. Wenn sie dürften, kämpften sie schon. Der Feind steht bereits am Moldau- und Elbestrande.

„So donn're denn, du Schlachtgeschütz
Und breit' Verheerung aus!
Dein Hagel wirke, wie der Blitz!
Dein Schall wie Todesgraus.

So rauscht denn, Fahnen, in die Luft,
So kämpfet ritterlich,
Ihr Tapfern, wenn Euch Josef ruft!
Kein Mann seh' hinter sich.

So stürzt in's Feindesheer hinein
Mit sieggewohnter Faust!
Und brecht wie Gottes Wetter ein,
Wenn hoher Sturmwind braust.

Häuft Leichen! Färbt die Flüsse roth!
Weicht niemals! haltet Stand!

Wer bleibt, der stirbt den schönsten Tod,
Den Tod für's Vaterland!

Die Noth erheischt! Ha! Josef schlägt
Nun bald die erste Schlacht.
Gott, der der Reiche Schicksal trägt,
Schütz' ihn mit Deiner Macht.

Bist Du mit ihm, wer will, wer mag,
Wer kann ihm widersteh'n?
Du wirst an jedem Siegestag
Uns knieend danken seh'n!"

Es kommt nicht dazu, denn Maria Theresia will den Abend ihres Lebens nicht durch einen neuen blutigen Krieg verdüstern. Hinter dem Rücken Josefs II., der allerdings vor Begierde brannte, sich mit dem größten Feldherrn seiner Zeit zu messen, begann die greise Monarchin Friedensverhandlungen mit Friedrich dem Großen, die auch zum Ziele führten und dem „Kriege" ein Ende bereiteten.

Zur selben Zeit entstanden Rautenstrauch's „Kriegslieder für Josefs Heere". Diese sind ein „Kürassier- und Grenadierlied", ein „Dragoner- und Husarenlied", „Lied eines preußischen Deserteurs", endlich ein „Croatenlied". Wir bringen das „Lied eines preußischen Deserteurs", welches zeigt, daß man nicht immer sehr geschmackvoll kämpfte.

„Geprief'ner König Friederich,
Gehab' Dich wohl! ich geh!
Und Gott im Himmel geb', daß ich
Dich niemals wieder seh'.

Zehn ganze Jahre hoffte ich
Auf diesen Augenblick;
Er kam — ich kehre sicherlich
Nicht mehr zu Dir zurück. —

Viel Tausend schmachten noch zur Zeit
In Deinem harten Joch;
Doch gibt sich die Gelegenheit,
So geh'n sie wahrlich noch!

Ein Thor ist Jeder, der sein Blut
Und Leben für Dich gibt,
Für Dich, der Niemand Gutes thut,
Und keinen Menschen liebt.

Gewaltsam zwangst Du mich zum Dienst,
Wie Tausend and're mehr;
Was hast Du endlich für Gewinnst
Von einem solchen Heer.

Es murret stets und liebt Dich nicht,
Ist immer voll Verdruß;
Und weh' dem Feldherrn, der zur Pflicht
Die Seinen zwingen muß.

Ich litt, soviel man leiden mag,
In einem Elendssitz;
Empfand gar oft in einem Tag,
Durst, Hunger, Frost und Hitz'.

Gottlob! das Elend ist vorbei;
O! macht Euch alle noch,
Ihr braven Kameraden, frei
Von König Friedrichs Joch!"

Nach beendetem Feldzug gibt Rautenstrauch das erwähnte Friedenslied heraus.

Im Jahre 1780 stirbt Maria Theresia. Ihr Tod versetzt die österreichischen Völker in eine beispiellose Trauer. Und wem ein Gott die Gabe schenkte, zu sagen, was er litt, der verlieh seinem Schmerze poetischen Ausdruck. Im Jahre 1785 erschienen in Wien bei Johann Thomas Edlen von Trattnern „Denkmäler, dem unsterblichen Andenken Marien Theresiens gewidmet." Es befinden sich unter denselben Kanzelreden, kleinere Reden, prosaische Schriften, die alle anläßlich des Todes der Kaiserin verfaßt wurden, z. B.: „Bauer, ein dankbarer, bei dem Grabe Theresiens"; „Empfindungen über vier Inschriften des Trauergerüstes in der Metropolitankirche"; „Husar, einem wurmserischen, rollt über die bärtige Wange eine ehrfurchtsvolle Thräne wegen der Verewi-

gung Maria Theresiens". Dann folgen die zahllosen poetischen Schriften. Wir finden solche vor von Alxinger, Freiherrn von Binder, Blumauer, Denis, Graf Dietrichstein, Haschka, Klopstock, Mastallier, Nesselrode, Wieland und so fort. Den Beschluß machen Grabschriften.

Von Rautenstrauch finden wir in dieser Sammlung zunächst „Bilder von Ihr". Er schreibt nämlich: „Dichter und Redner klagen über den Tod der Kaiserin. Den Künstlern ist noch etwas zu leisten übrig. O, daß Rubens im Jahrhunderte Theresiens gelebt hätte! Er würde seinen feurigen Künstlergeist ganz mit ihren Thaten, mit Situationen aus ihrem Leben beschäftigt und davon eine herrlichere Galerie aufgestellt haben, als er vom Leben der Maria de Medicis lieferte." Er schlägt nun folgende Porträts vor: Theresia im jugendlichen Reize, — die Neuvermählte, — die Demüthige, — die Mutter ihres Volkes, — die Friedliebende u. s. w.

Aber auch mit einem Gedichte stellt sich Rautenstrauch ein. Es heißt: „Die Feier des letzten Abends des Jahres 1780 und des ersten Morgens im Jahre 1781." Der erste Theil gibt dem Schmerze über den Tod der Kaiserin, der zweite der Freude über die Thronbesteigung Josefs II. Ausdruck.

„Rinn' nur hinab, Du letzter Tropfen Zeit
Des Kummerjahr's, das uns Theresen raubte —
Ein Wetter war es über unser'm Haupte —
Verliere Dich im Meer der Ewigkeit!
O säume nicht! Entfleuch! Daß Du bei uns gewesen,
Dies fühlen wir im Mark — die Nachwelt wird es lesen:
Du bist verewigt an Theresens Grab!
Hinab mit Dir! hinab!"

Wie nah' ist Leiden doch der höchsten Lust! Wie schnell kann uns der Himmel Thränen schaffen. Noch weihte sie sich unser'm Glück, noch sahen wir in jedem das Mutterherz, das uns durch vierzig Jahre sichtbar war.

„Noch war sie unseres Lebens größte Wonne,
Da schied sie — liebevoll, wie die Abendsonne
In rother Fluth, mit stiller Majestät,
Zu andern Welten niedergeht —
Da stieg sie heldenmüthig von dem Thron herunter
In's Grab hinunter!“

Wer vermag unsern Schmerz zu nennen? Wer jede That aufzuzählen, die sie als Mutter des Landes ausgeführt? Wer vermag ihre Wohlthaten zu zählen?

„Im Leben groß, und größer noch im Tod,
Wohlthätig, mild und gut wie Gott;
(Zu gut für uns!) gerecht und weise!
Und angebetet in dem weiten Kreise
Der Ihrigen — entschlossen, standhaft, treu,
Bis zur Begeisterung fromm, ohn' Heuchelei,
Erfüllt mit mütterlichen Sorgen
Für unser Wohl, vom Abend bis zum Morgen.
So war sie! Dieses ist ihr Ruhm!
Das sei von uns ihr Epitaphium!
Wollt Ihr der Nachwelt dieses sagen,
Die nach Jahrtausenden wird fragen:
So braucht's drei Worte nur — Ihr Grab ist da —
Schreibt drauf: Hier ruht Theresia!
Herab nunmehr, Du letzte Jahresstunde,
Zur Ewigkeit und bring' ihr diese Kunde!“

Und nun steige in purpurfarb'nem Glanze das neue Jahr empor.

„Josef ist nun ganz
Der Herrscher! — Erste heilg'e Stunde,
Sei uns gesegnet! Mit Gebet im Munde
Erwarten wir Dich! Unser Aller Heil —
Ist in der besten Hand! Herauf mit Dir! Eil'! Eil'!
Wie war mir? O, was hat mein Geist erblickt!
Ihr Völker glaubt's! Ich hab' ein Bild gesehen
Der Zukunft. Wahrheit sprach — sie selbst — es wird geschehen!
Ich sah sie, himmlisch schön, wie sie dem Nebel sich entwand,
Und auf zur Sonne flog — in ihrer rechten Hand

Ein Buch, erfüllt mit Josefs Thaten
Und Heilsentwürfen für die Bürger seines Staates.
In ihrer Linken hielt sie einen Palmenzweig —
Hört, was sie sprach! Horcht auf und freuet Euch!
Ich bin die Richterin der Fürsten! Erdengötter
Erbleichen oft vor mir. In meine Blätter
Trag' ich das Gute und das Böse ein,
Was sie beginnen. — Mich verblendet kein falscher Schein
Ich heuchle keinem Erdensohne, ich schätze, richte!
In Marmor gräbt es die Geschichte,
Was ich verkünde: Völker! Hört mich nun:
Ihr werdet sanft in Josefs Armen ruh'n!
Wohl Euch, daß er nun Euer Vater wird!
Er reisete nach Ost, Süd, West und Norden,
Zu lernen — hat sein großes Erbe selbst besucht;
Erfahrung war der edlen Absicht Frucht;
Sie reift nunmehr! — Er wird Euch mächtig schützen.
Wie Gottes Wetterstrahl auf Eure Feinde blitzen; —
Er wird Verdienste schätzen; wird das Recht
Nicht beugen lassen; Fürst und Knecht
Wird ihm gehorchen: Er wird hohen Geist ermuntern,
Entfesseln, ehren, lohnen, laut bewundern;
Wird Fleiß und Eifer, Wissenschaft und Kunst
Ernähren, pflegen, mit der höchsten Gunst;
Wird keine Schmeichler hören; wird die kleinen Staatstyrannen
Zerschmettern und auf ewig sie verbannen.
Die Länder werden unter ihm gedeih'n;
Er hält sein Wort! Wird Euer Vater sein!
Wird seiner großen Mutter weise Lehren
Vom Sterbebette immer — immer hören!
So sprach die holde Göttin und verschwand!
Heil! dreimal Heil! Geliebtes Vaterland!"

Die Literatur anläßlich des Todes der Kaiserin treibt naturgemäß auch schlechte Blüthen. Adam Wolf [1]) sagt: „Die Verse, die man auf den Tod der Kaiserin gemacht, sind nicht werth, daß man sie citirt, auch jene von Klopstock nicht". Dieses

---

[1]) Adam Wolf: „Marie Christine. Erzherzogin von Oesterreich. I. Band 1742—1788. Wien bei Carl Gerold's Sohn 1863".

Urtheil ist wohl zu scharf und gehört gewiß Rautenstrauch's Poëm nicht zu den schlechtesten. Auch ein Anonymus „J. F. K." läßt sich in Versen über die „gegenwärtigen schlechten Gelegenheitsdichter und die noch schlechteren Kritiker" aus. Der Verfasser wendet sich in starken Worten gegen den „Dichtenden Pöbel", der den Tod Maria Theresiens „recht kläglich beheulte".

Im Jahre 1793 erschien zur Feier des 19. April Johann Rautenstrauch's „Auf die Geburt des Erzherzogs Ferdinand [1])".

Der Inhalt des Gedichtes ist folgender: Die Völker mögen himmelan jauchzen über den Prinzen, der Oesterreich geboren ward. Auch der Dichter wird seine Freude mit der des ganzen Volkes vereinen; doch er wird auch gleichzeitig weinen.

„O! Weine selbst auch Du mit mir,
Erhab'ner Prinz! Des Weltalls höchste Würde
(Dein Vater fühlt's!) ist eine schwere Bürde:
Man fordert einst so viel, so viel von Dir
Als wärest Du ein Gott, der Alles könnt' gewähren,
Was Jeder sich befugt dünkt, zu begehren!"

So glänzend das Los des Fürsten ist, er wird es selten ganz genießen; denn die Sorgen werden oft gleich Fluthen auf ihn stürzen. Er hüte sich vor den Schmeichlern, die „geschmeidigen glatten Schlangen gleich" um seinen Thron sich schmiegen.

Man sucht den Fürsten zu Gehässigkeiten zu verleiten; nicht Jeder wünscht, daß Fürst und Unterthan sich lieben. In banger Unentschlossenheit wollen Solche das Oberhaupt des Staates erhalten, damit sie indes nach Gutdünken schalten und

---

[1]) Anläßlich des Völkerfrühlings in den Märztagen des Jahres 1848 erscheint eine Neuauflage dieses Gedichtes. „Ein altes Lied für unsere jungen Tage. Von J. Rautenstrauch. („Auf die Geburt des Erzherzogs Ferdinand.") Erschienen im Jahre 1793 zur Feier des 19. April. Dem Originale gleichlautend mitgetheilt, und mit einem Widmungs-Sonett, Vorworte und Anmerkungen versehen von Moriz Albert (Motloch) Wien 1848. Gedruckt und im Verlage bei J. P. Sollinger." In der Vorrede wird der prophetische Geist Rautenstrauch's gepriesen und seine Männerwürde vor Königsthronen.

walten können. Doch ist es erforderlich, daß ein Regent entschlossen sei; das Gegentheil ist gefährlich für den Staat.

Der Fürst sei eifersüchtig auf die Macht, die Gott ihm gab zum Wohle der Unterthanen.

Er möge sich immer gleich bleiben; möge daran denken, daß das, was er unterschreibt, Manchen glücklich oder elend machen könne. Der allgemeine Nahrungsstand sei seine erste väterliche Sorge. Er möge die Verfassung ehren. „Du darfst nichts mindern, nein, Du mußt's vollenden!"

In der That gab Ferdinand Oesterreich eine erweiterte Verfassung.

Nicht gut, aber gerecht sei er! Das Gesetz sei eine Mauer. Wer daran stößt, Bauer oder Fürst, der zerschmett're sich.

„Sei Mensch, wenn Du Monarch sein wirst!
Beherzige der Unterthanen Leiden!
Verringere sie, so mehrst Du ihre Freuden —
Der Bettler fühlt so innig als der Fürst.
Es ist so göttlich schön, für Völkerglück zu wachen —
Es ist so süß, die Menschen froh zu machen."

Im Jahre 1796 nähern sich die französischen Kriegsheere den österreichischen Erblanden. Angesichts der drohenden Gefahr steigt die Opferwilligkeit der Bevölkerung in's Ungemessene. Unter Anderem stellen sich Freiwillige selbst oder zahlen und werben Andere. Durch Circular-Verordnungen (s. „Wiener Zeitung" 1796 Nr. 67 u. 72) werden ihnen folgende Concessionen gemacht: sie erhalten Uniformen,[1]) die Erlaubnis, die militärischen Ehrenzeichen auch in Friedenszeiten zu tragen. Studierende, die sich zum Corps verfügen, behalten die Stipendien auch während ihrer Dienstzeit. Beamte, wenn ihnen hiezu von ihren Vorgesetzten wegen ihrer übrigen Verhältnisse die Erlaubnis ertheilt wird,

---

[1]) „Die Wiener Freiwilligen in den Jahren 1796 und 97. Mit zwei illuminirten Kupfern. Wien, bei Gräffer dem Jüngeren. 1797. Auszug aus dem Militäralmanach."

können ebenfalls zum Corps aufgenommen werden und ihre sonstigen Gehälter dortselbst beziehen. Am 20. October 1796 wird zu Stockerau unter großer Feierlichkeit die Fahnenweihe vorgenommen. Die Compagnien, jede zu hundert und neunzig Mann, wurden nach sechswöchentlicher Uebung unter ihrem Commandanten Köwösdy gegen den Feind geschickt und zeichneten sich aus bei Bevilaqua, Minerbe, San Giorgio und beim Uebergange über die Etsch.

Zum Besten dieser Freiwilligen findet nun im k. k. großen Redoutensaale zu Wien eine große musikalische Akademie mit Chören und Arien statt. Dazu verfaßt Rautenstrauch eine Cantate „Der Retter in Gefahr", während Franz Xaver Süßmayer dazu die Musik schreibt. Die Akademie[1]) wird viermal gegeben: am 19. und 21. September, am 4. October und 15. November und lieferte das hübsche Reinerträgnis von 9042 fl. In Neustadt wurde die Cantate zu gleichem Zwecke auch aufgeführt. Der gedruckte Text und die gestochene Musik wurden bei der Cassa gratis vertheilt.

In der „Vorerinnerung" zur Cantate sagt Rautenstrauch: Der Verfasser wollte nicht als Autor glänzen; er wollte nur als Staatsbürger nützlich sein. Das ist der Gesichtspunkt, aus dem er beurtheilt zu werden wünscht.

Die Cantate beginnt mit dem „Chor bedrängter Völker", der sehr zaghaft ist. Er jammert darüber, daß ein Volk, welches zwei Jahrhunderte lang die Geißel von Europa war, stets von uns besiegt wurde, jetzt uns besiegt. „Wir sind nicht mehr zu retten."

Nun erscheint der Genius des Vaterlandes. Er fragt, wer denn eigentlich der Feind sei? Ein Volk, das seinen Gott verleugnet, das den Christenglauben und den Thron seines Königs vernichten will, ein Volk, das mit unerhörter Sklaverei die

---

[1]) Wurzbach a. a. O.

unberathenen Nationen drückt. „Vertraut auf Gott und Euren Kaiser!“ Die Mahnung des Genius fruchtet; ein Jüngling tritt auf und singt begeistert:

„Für's Vaterland zu leiden,
Ist eines Jeden Pflicht.
Wer diesen Dienst will meiden,
Der ist sein Bürger nicht.

Für Weib und Kind zu kämpfen,
Ruft die Natur uns zu!
Des Feindes Muth zu dämpfen
Heischt unsere eigene Ruh'!

Gott schützt die gute Sache.
Des frechen Feindes Hohn
Entrinnt nicht seiner Rache:
Sieg ist der Tugend Lohn!“

Er reißt durch seine Worte Alle zur Begeisterung hin und „eine Deutsche“ gibt dieser sieghaften Ausdruck:

„Die Schatten Eurer Heldenahnen
Umschweben wonnelächelnd Euch;
Ihr Flüstern wird Euch stets ermahnen:
Seid würd'ge Söhne von Oesterreich!“

Darauf der Genius:

„Auf! Schützet Euer Eigenthum, Und sichert seinen alten Ruhm!“

und die „deutsche Frau“:

„Stets war bei Oesterreichs Kriegesschaar — Ein hoher Muth im Streite — Der Retter in Gefahr!“

Hierauf folgt der Schluß-Chor (vierstimmig gesungen), dessen letzte Strophen lauten:

„Unser Kaiser Franz soll leben!
Biedermann und deutsch ist er!
    Unser Heil ist sein Bestreben!
    Hermanns hoher Geist wird schweben,
    Walten um den Cäsar her!
Unser Kaiser Franz soll leben
Biedermann und deutsch ist er.

Gott hilf, daß in fernen Jahren
Er noch unser Vater sei,
Daß er muthig in Gefahren
Sich mit seinen Heldenschaaren
Stets dem Vaterlande weih'!
Und in Kindes-Kinderjahren
Muster aller Kaiser sei!"

Noch eine zweite Cantate verfaßte Rautenstrauch. Zum Besten des „Niederösterreichischen Scharfschützen-Corps" wurde dieselbe: „Der Kampf um den Frieden", am 18., 21. und 25. December 1800 mit der Musik von Süßmayer im k. k. großen Redoutensaal zu Wien aufgeführt.[1])

Nun zu Rautenstrauch's humoristischen Gedichten. Da finden wir vor Allem[2]) ein „Faschingslied im Bänkelsängerton".

„Ei, welche schöne Companie!
Das heißt man Maskerade?
Ei, schaut! — Besänge ich nicht sie,
Mein' Seel', so wär' es schade!

Ein drollicht Ding ist's, ha, ha, ha!
Verkleidet sind sie eben;
Tanz hier, Spiel dort und Schmausen da —
Das heiß ich mir ein Leben!

Seht dort die stolzen Domino
Voll Süßigkeit charmiren;
Den schwarzen Doctor, ho, ho, ho!
Das ist ja zum Crepiren!

Das dicke Männchen, hi, hi, hi!
Sein Bauch gleicht einer Tonne,
Die Dame — Ei der Donner! die
Glänzt wie die liebe Sonne.

---

[1]) Wurzbach, a. a. O.

[2]) Siehe Rautenstrauch's: „Vorlesungen für den Fasching. Wien 1775."

Doch Keinem ist es, wie er thut,
Bei meinem bischen Ehre:
Der Spanier ist ein deutsches Blut
Die Bauern sind Musjere.

Die junge Schäf'rin ist vielleicht
Ein Weib von vierzig Jahren,
Und der dort einem Stutzer gleicht
Schon grau an Bart und Haaren!

Sie spielen nur das Spiel der Welt
Des guten Adams Kinder!
Und wem dies Spielchen nicht gefällt,
Der ist ein rechter Sünder!

Drum, liebe Leute, haltet still,
Ein Jeder seine Sparre,
Und wer sein Kindlein segnen will,
Sprech': Närrchen! Werd' ein Narre!"

Ferner finden wir ein Lied „An die Maskerade" und endlich ein solches „An die Schönen".

„Da schickt der liebe Fasching mich
Zu seinen lieben Gästen,
Freu'n sie sich Alle inniglich,
So freut er sich am größten!" u. s. w.

Auch in „Xenien" versucht sich unser Dichter; hier einige:

Cordialpulver.

„O! Chloe, Dein Blick — ein einz'ger sanfter Blick
Der risse mich vom Grab zurück —
Und in der größten Noth und Qual,
Wärst Du für mich ein herrlich Cordial.

Schwitzpulver.

Eines Mädchens Herz ganz allein zu besitzen,
Muß man wachsam sein,
Und das verursacht Müh' und Schwitzen.

Temperirpulver.

Weißt Du, daß der Liebe Gluth endlich sich verliert,
Nach den ersten Flitterwochen ist sie meistens temperirt.

Gift.

Lies nur drei Blätter
Von einer großen Wochenschrift —
Die wirken beim Wetter
Viel stärker als Mäusegift!

Damit schließen wir die Besprechung der lyrischen Erzeugnisse Rautenstrauch's.[1])

---

[1]) Zwei, wahrscheinlich auch lyrische Erzeugnisse: „Josef II., ein Traum 1781“ und „Vaterländische Wünsche am Tage Theresiens — Wien 1772“ — werden ebenfalls Rautenstrauch zugeschrieben. Es ist mir nicht gelungen, dieselben zu sehen.

IV. Rautenstrauch's historische Schriften.

Was wir von Rautenstrauch's Werken als historisch bezeichnen, ist Folgendes:

„Jahrbücher der Regierung Marien Theresiens, verwittibten Kaiserinn-Königinn zu Ungarn und Böhmen, Erzherzoginn zu Oesterreich u. s. w., aus dem Französischen des Herrn Fromageot (Annales du Regn. de Marie Theresie. Paris 1775). Der Nachkommenschaft gewidmet."

Chronologisch gehören hieher: „Die christlichen Jahrhunderte[1]) oder Geschichte des Christenthums in seinem Ursprung und Fortgange. Aus dem Französischen des Herrn Abt Ducreux, Canonicus zu Auxerre. Mit I. K. K. A. M. allergnädigsten Genehmigung. Wien, bei Josef Anton Edlen von Trattnern. 1777." — „Dem glorwürdigsten Namen Maria Theresia gewidmet." — An der Uebersetzung hat Rautenstrauch keinen Antheil.[2]) Er verfaßte nur

---

[1]) Möglicherweise ist hier an die Stelle der Wirz'schen Biographie Hirzel's (S. 10) zu denken, in der von der Uebersetzung eines französischen Gebetbuches die Rede ist, welches, von Rautenstrauch übersetzt, der Kaiserin dedicirt wurde.

[2]) In der „Abfertigung der Riedel'schen Kritik" schreibt Rautenstrauch (Seite 44): „... Gleiche Ursachen waren es, warum ich die siècles chretiens

die Widmung. In derselben heißt es: „Ein Werk, wie dieses, eine vollständige Geschichte der Religion von ihrem Ursprung und Fortgang bis auf unsere Zeiten, gekrönt mit dem lauten Beifall des höchsten Oberhauptes und der gesammten katholischen Christenheit, kann nur allein Euer Kaiserl. Königl. apostolischen Majestät zugeeignet werden. In der Zuversicht, diese allerhöchste Erlaubnis zu erlangen, unternahm ich die Uebersetzung dieses Werkes, ward erhört und überreiche sie Euer kaiserlichen-königlichen apostolischen Majestät mit der fußfälligsten Versicherung, daß ich diese Gnade stets für das größte Glück meines Lebens ansehen werde." Die Kaiserin nahm hundert Exemplare. Das Werk zerfällt in 9 Theile.

Eine weitere Schrift, der „Oesterreichische Kriegs-Almanach — Wien 1779", erlebte zwei Auflagen und enthält Alles, was auf den bayerischen Successionskrieg Bezug hat. Der erste Theil umfaßt „das gesammte izt lebende durchlauchtigste Erzhaus Oesterreich"; der zweite Theil „die übrigen Königlichen und Kurfürstlichen Häuser"; der dritte Theil eine kurzgefaßte Chronik aller unter der Regierung Maria Theresiens geführten Kriege, geschlossenen Friedensverträge und der damit verbundenen wichtigsten Begebenheiten; der vierte Theil, sowie der fünfte, ein „Tagebuch des über die bayerische Erbfolge ent-

---

ebenfalls nicht selbst übersetzt, sondern das Werk dem Verleger ganz allein überlassen habe. Vermöge Hofdecret vom 16. December 1776 hatte ich die allerhöchste Erlaubnis erhalten, solches der Monarchin zueignen zu dürfen, mit dem Beisatz, daß von diesem Werke hundert Exemplare abgenommen werden sollen. Ich konnte wegen des Honorars weder mit Hrn. v. Kurzböck, noch mit Hrn. v. Trattner einig werden und überließ also dem Letzteren das ganze Werk sammt dem Decret wegen Abnahme der hundert Exemplare überhaupt. Daß dies die unwidersprechliche Wahrheit sei, das beliebe er in der dem neunten Bande dieses Werkes angeführten Nachricht zu ersehen, worin mit deutlichen Worten steht: daß die vielfältigen Geschäfte Desjenigen, dem die Uebersetzung des sämmtlichen Werks aufgetragen war, nicht gestatteten, solche selbst, wie Einige der Meinung sein könnten, zu befördern u. s. w., u. s. w., daß die ersten zween Bände von andern übersetzt, die sieben letzten aber von Franz Heizerath besorgt worden."

standenen Krieges", angefangen am dritten Januar, als dem Tage des mit der Kurpfalz geschlossenen Vergleichs bis letzten November sammt einem (so viel als möglich) genauen Verzeichnis des beiderseitigen Verlustes mit Inbegriff der Kriegsgefangenen und Geiseln. Dann kommt ein Verzeichnis aller hohen Stabs- und anderen Officiere, welche Gelegenheit hatten, sich auszuzeichnen und in den öffentlichen Kriegsnachrichten besonders belobt und genannt wurden. Endlich folgen die Capitel: „Der militärische Maria Theresia-Orden", „Militärische Orden von Ihrer kaiserlichen Majestät Elisabeth, höchstseeligen Gedächtnisses, gestiftet, von Ihrer reg. k. k. apostolischen Majestät Maria Theresia wieder erneuert." Das letzte Capitel: „Verzeichnis der bisher bekannten, über die bayerische Erbfolge pro und contra erschienenen Staats- und Privatschriften."

Im Jahre 1779 erscheint nun Rautenstrauch's „Biographie Marien Theresiens", „weil noch kein Original vorhanden sei und die Uebersetzung der Fromageot'schen zu sehr französiere". Die Biographie ist eines der interessantesten Werke Rautenstrauch's, interessant nämlich wegen der Umstände, die sich an dieselbe knüpften. Diese Biographie war mit großer Emphase angekündigt worden, und mit einer gewissen Ungeduld erwartete man in den literarischen Kreisen der Wiener Gesellschaft das Erscheinen des Buches, um sich nach demselben einbekennen zu müssen, daß man seine Erwartungen zu hoch gespannt hatte — daß es auch nicht den bescheidensten Anforderungen entspreche, wie seine Gegner behaupteten. Rautenstrauch fühlt selbst die Schwäche seines Werkes; denn bereits in der Vorrede zu demselben polemisirt er gegen jene Herren, „welche unlängst in ihrem wöchentlichen Blatte unter der Larve eines Briefes von einer Biographie Maria Theresiens geäußert haben, sie erwarten eine Specialgeschichte aller österreichischen Staaten, welche die innere Verfassung derselben erläutern solle" und entschuldigt sich dahin, es läge nur in seiner Absicht, ein Werk zu schreiben, das sich

an Schirach's Biographie Kaiser Karls VI. würde anschließen können, wobei er als selbstverständlich voraussetze, daß er den Stoff seiner Biographie ebenso kurz und gedrängt zusammenfasse, wie Schirach in seinem Buche. Das ist wohl keine genügende Entschuldigung. Es konnte von Rautenstrauch mit Recht vorausgesetzt werden, daß er sein Bestes gebe und sich nicht hinter der Ausflucht verschanze: weil Schirach den Stoff mit einer gewissen Oberflächlichkeit behandelt, kann ich dasselbe thun.

Das Buch zerfällt in acht Abschnitte. Der erste behandelt Maria Theresiens Jugendjahre, ihre Vermählung und den Antritt ihrer Regierung. Mit feinem Verständnis preist es Rautenstrauch als Theresiens hohes Verdienst, daß sie es verstanden, die Menschen richtig zu beurtheilen, sie auf den richtigen Platz zu stellen und ihnen, wenn sie einmal von ihr erhoben worden, auch unbedingtes, rückhaltloses Vertrauen zu schenken.

Die Ereignisse, die zum österreichischen Erbfolgekrieg führten, sind bekannt. Kurfürst Karl Albrecht von Bayern, August III., König von Polen, Philipp V., König von Spanien, Karl Emanuel, König von Sardinien, beanspruchten theils die Gesammtherrschaft der Erblande, theils die Herrschaft über einzelne Provinzen, während der König Ludwig XV. von Frankreich die Rolle des Vermittlers spielte und der König von Preußen einfach in Schlesien einfiel. Die Schilderung des Erbfolgekrieges bis zum Jahre 1743 bildet also den Inhalt des zweiten Abschnitts, während im dritten Abschnitte die Fortsetzung des Krieges, der Tod Karls VII., die Erhebung Franz Stephans, des Großherzogs von Toskana, zum römisch-deutschen Kaiser und der Friede zu Aachen vom Jahre 1748, welcher für Oesterreich die Anerkennung der pragmatischen Sanction und die Anerkennung der Kaiserwürde Franz Stephans zur Folge hatte, eine Besprechung erfährt und der vierte Abschnitt den Schluß des Erbfolgekrieges, also die Zeit bis 1763 enthält. Im fünften Abschnitte wird abgehandelt die Erwählung Josefs II., dieses „Urbilds ohne Nachbild", zum

römischen Kaiser und der Tod Franz II. Der sechste Abschnitt ist nur Josef II. gewidmet und enthält einen reichen Anekdotenschatz. Gegenstand des siebenten Abschnittes ist der bayerische Erbfolgekrieg, des achten Abschnittes die innere Regierung Maria Theresiens.

Man wird unwillkürlich durch eine Aeußerlichkeit daran gemahnt, daß der Meinung der Gegner, welche dieser Biographie nur geringen Werth beilegen, eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden kann. Es ist ja ganz richtig, daß eine wissenschaftliche Arbeit nicht mit der Elle gemessen werden darf. Allein es gibt immerhin zu denken, daß Rautenstrauch über die auf dem Gebiete des inneren staatlichen Lebens so einschneidenden Reformen Maria Theresiens nicht mehr zu schreiben weiß, als eilf Seiten in einer Biographie von 360 Seiten, und auch diese wenigen Seiten ausfüllt mit einer Reihe von Anekdoten, die ja gewiß immer wieder gerne gelesen werden, welche aber das Wesen der Regierung Maria Theresiens nicht treffen. Und dieses Wesen betrifft die Wiedergeburt Oesterreichs auf allen Gebieten. Nie entfaltete der österreichische Aar seine Schwingen so mächtig und so weit, als unter der größten Habsburgerin. Ein centralisirtes Oesterreich, die Niederbeugung der Stände zu Gunsten des allgemeinen Wohles, die segensreiche Thätigkeit auf dem Gebiete der Volksbildung, die Ordnung der Finanzen, die Nemesis Theresiana, die Verbesserung der Lage des Bauernstandes, die Reorganisation des Heeres, das sind Werke, welche die Monarchie tief berührten, und über welche man als ernster Biograph nicht mit wenigen Worten hinweggehen darf. Das Buch ist mit Wärme, mit Begeisterung geschrieben, es zeugt von ungewöhnlicher patriotischer Hingebung. Das aber ist wohl auch das einzige Vortheilhafte, was von ihm gesagt werden kann. Es kann Rautenstrauch mindestens der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen, daß seine Studien unzulänglich gewesen. Solche Dinge macht man nicht so, insbesondere dann nicht, wenn man sich für

sein Fürstenhaus auf solche Weise exponirt, wie Rautenstrauch es that.

Rautenstrauch bekam denn auch von seinen Gegnern recht unliebsame Dinge zu hören. Von besonderer Heftigkeit war die Schrift „Nöthige Beilage zu der Rautenstrauchischen Biographie Marien Theresiens. Auf Verlangen vieler Patrioten Deutschlands herausgegeben von Friedrich Just. Riedel,[1]) k. k. Rathe und Mitgliede der k. k. Akademie der bildenden Künste. — Venit summa dies .... Wien, bei Josef Edl. v. Kurzböck 1780." Dieser sagt in derselben, Rautenstrauch habe von fernher gehört, daß ein Schriftsteller aus Quellen schöpfen und seine Quellen auch anzeigen müsse. Im Werke selbst habe er keine Citate gemacht; auch hätte er deren wenige nöthig gehabt, weil er immer bogenweise und nur aus wenigen Büchern abschreibe. „Herr Rautenstrauch hatte vor einigen Jahren den Fromageot in's Deutsche, der Himmel weiß, wie, übersetzt, jetzt wollte er ihn noch unter einem anderen Titel in's Geld übersetzen. Daß er unzählige grobe Fehler gemacht hatte, war ihm zwar von guten Freunden schon gesagt worden. Aber alle diese Fehler hatte er wieder vergessen bis auf einen einzigen. (Il conclut a Fuessen un Traité avec Marie Therèse, hatte Rautenstrauch nämlich übersetzt: Er schloß zu Füßen Maria Theresiens ein Tractat.) Diesen einzigen strich er aus und glaubte nun, sein Fromageot sei so ehrlich wie zuvor. Indessen, weil er den Titel des Buches verändern wollte, mußte er doch noch ein paar andere Bücher zum Plündern haben. Nachdem er also das erste Vierttheil seines Originalwerkes aus dem Fromageot abgeschrieben, so schrieb er das zweite Viertel aus dem Benzler[2]) ab und versetzte es noch immer mit starken

---

[1]) Riedel soll es einmal in einem Gespräche mit Rautenstrauch beklagt haben, sich jemals mit Kritiken abgegeben und so viele rechtschaffene Männer verunehrt zu haben.

[2]) Benzler: „Geschichte der neuesten Weltbegebenheiten im Großen" aus dem Englischen.

Dosen aus dem Fromageot, der ihm geläufig war. Das dritte Vierttheil entlehnte er von Bourscheid,[1]) aber ohne Wissen und Willen desselben, und das Uebrige nahm er aus zwei oder drei Zeitungen und französischen Anekdotensammlungen. Auf diese Art endigte er sein ursprünglich deutsches Werk, von welchem das Wenigste den Deutschen und nicht zehn Seiten sein gehören, welch' letzteren man aber beim Vater Pan! nie verkennen wird. Den Ton der Schriftsteller beibehalten, heißt bei Herrn Rautenstrauch nichts anderes, als ganz getreu und ohne Anstrengung irgend einer Seelenkraft, blos mit der Hand, seinen Autor von Wort zu Wort abzuschreiben. .... Fromageot selbst ist schon so ein elender Schriftsteller, daß man ihn, wenn er noch um einige Grade unwissender wäre, den französischen Rautenstrauch nennen könnte .... Nur läßt er sich besser lesen, als sein deutscher Nachbruder, weil man noch immer französische Lügen und Sottisen lieber lesen mag, als deutsche, besonders, wenn diese schlecht nachgesagt sind."

Man kann nicht schwerer beschuldigen, als Riedel mit solchen Worten Rautenstrauch beschuldigt hat. Riedel geht nunmehr in's Detail ein und weist Rautenstrauch in der That zahlreiche gröbliche Unrichtigkeiten nach, läßt sich aber auch in Wortklaubereien ein und maßt sich ein Urtheil dort an, wo erst reifliche Forschung es bringen kann.

Es ist selbstverständlich, daß Rautenstrauch den Vorwürfen Riedel's begegnen mußte. Alles steht auf dem Spiele, wenn er es nicht vermag, seinen Gegner zu entwaffnen. Wie aber sollte es ihm möglich sein? Die besondere Situation erforderte auch besondere Mittel. Da thut Rautenstrauch einen kühnen Schritt. Er wendet sich an die Kaiserin selbst mit der Bitte, die Beschlagnahme und die Vernichtung der Riedel'schen Beilage auszu-

---

[1]) J. W. v. Bourscheid „Der 1. Feldzug im 4. preußischen Kriege. Im Gesichtspunkte der Strategie beschrieben. Wien 1778."

sprechen. Die Antwort der Kaiserin ist eine für Rautenstrauch unerwartete und demüthigende. Die Kaiserin erläßt folgende Resolution:[1])

„Rautenstrauch soll seine Privathändel mit jenen des Staates nicht vermengen. Sind die ihm von Riedel gemachten Vorwürfe gegründet, so hat er solches und noch ein Mehreres verdient. Sind sie nicht gegründet, so zeige er es dem Publico und beschäme dadurch seinen Gegner als einen Verläumder. Diese meine Resolution ist beiden Theilen bekanntzugeben und der Verkauf des Riedel'schen Druckes ohne alles Bedenken zu gestatten. Maria Theresia."

Trotz dieser Demüthigung unternimmt Rautenstrauch noch einen Versuch, sich zu rehabilitiren; derselbe bleibt aber erfolglos. Unter dem Titel „Abfertigung der im v. Kurzböckischen Verlag erschienenen Riedelischen Kritik der Biographie Marien Theresiens" erschien nämlich, mit den Virgil'schen Worten: „Quis talia fando Temperet a lacrimis!" als Motto, in Wien 1780 eine Schrift, welche eingeleitet wird durch eine flammende Philippika gegen Riedel. Dieser habe nie etwas geschrieben, was in's Fach der Geschichte einschlüge; er sei ein Pasquilleur, ein Gesinnungsgenosse Klotzen's, der die besten deutschen Namen verunglimpft habe. Gegen den Hauptvorwurf Riedel's aber, daß die „Biographie" ein Plagiat oder, um dieses häßliche Wort nicht zu gebrauchen, eine blos „compilatorische Arbeit" sei, gegen diesen Hauptvorwurf vertheidigt sich Rautenstrauch nicht. Denn es kann wohl nicht als Vertheidigung gelten, wenn er in seiner „Abfertigung" diesen Vorwurf seinem Gegner zurückgibt mit den Worten: „Papierscheere, Nähnadel und Zwirn, die er mir als Werkzeuge zur Biographie andichtet, sind lauter Instrumente, deren er sich zu seiner ‚Theorie der schönen Künste und Wissenschaften' bedient hat!"

---

[1]) Wurzbach a. a. O.

Das ist richtig — aber deshalb wird Rautenstrauch's „Biographie" nicht besser. — Was aber den Vorwurf der schlechten französischen Uebersetzung anbelangt, so tritt Rautenstrauch diesem Vorwurf damit entgegen, daß er sagt, die Uebersetzung hätte sein Verleger besorgt, er daher keinen Antheil daran.

Nun noch ein Wort über den Ton der Vertheidigungsschrift. Wie ein Leitmotiv zieht sich durch dieselbe der Appell an das Mitleid, an die Nachsicht Riedel's. Er hat mir schaden wollen! heißt es in der Vorrede, und in dieser Art geht es durch das ganze Büchlein. Immer und immer wieder die bewegliche Klage, ihm nicht zu schaden und die Bitte an den Gegner — liebenswürdiger zu sein. Daß eine solche Sprache wirkungslos verhallen mußte, ist klar.

Es erschien noch eine „Nöthige Beilage zur Riedel'schen Recension der Biographie Maria Theresiens" von Joh. C. Wende. Sie kritisirt Ton, Styl und Orthographie Riedel's, ohne etwas zu Gunsten Rautenstrauch's anführen zu können.

Auch noch einer anderen Controverse sei hier gedacht, zu welcher die „Biographie" Rautenstrauch's Veranlassung gab. Dieser schreibt nämlich daselbst (S. 353), da er von van Swieten's Thätigkeit als Präses der Büchercensur spricht: „Er reinigte die kaiserliche Hofbibliothek . . . . Er machte Jagd auf alle Goldmacher, Sektirer, Schatzgräber, Quacksalber und Charlatans; er zerstörte ihre Oefen, verbrannte ihre Bücher und jagte sie aus dem Lande. Hekatomben von Schriften wurden dem Dienste der Vernunft angezündet." Gottfried van Swieten, der Nachfolger seines Vaters in der Präfectur der Hofbibliothek, sandte bald nach dem Erscheinen des Rautenstrauch'schen Werkes folgende Berichtigung an eine Wiener Zeitung:[1])

„Ich hätte gewünscht, dem Verfasser der Biographie Marien Theresiens nur meinen Dank zu bezeugen für die

---

[1]) Wilibald Müller: „Gerhard van Swieten. — Biographischer Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Oesterreich. Wien 1883."

ruhmvolle Erwähnung, die er von meinem seeligen Vater in seinem Werke gemacht hat. Ich hätte aber auch gewünscht, daß Herr Rautenstrauch von den einzelnen Zügen, die er dabei anführt, vorerst gegründete und sichere Nachrichten hätte einholen wollen. Dieses wäre leicht zu bewirken gewesen, und dann fände ich mich jetzt nicht in die unangenehme Nothwendigkeit versetzet, Demjenigen öffentlich und grade zu widersprechen, was er von Vertilgung etlicher tausend Sophisterei, Alchymie, Geisterwissenschaft und Charlatanerey betreffende Bände anführt, wovon mein Vater die kaiserliche Hofbibliothek gereinigt haben soll.

Der Eifer für die Aufklärung und das Wohl seiner Zeitgenossen, welcher meinen Vater ganz beseelte, trieb ihn freilich an, den Aberglauben und Irrthum überall zu verfolgen und womöglich auszurotten; die Absicht der erlauchtesten Landesfürstin, deren Befehle er vollstreckte, zielte dahin ab, ihre Unterthanen vor Schaden und Betrügereien zu behüten, und diese Absicht trachtete er zu erfüllen, da er als Präses der Büchercensur alle dergleichen Aberglauben und Irrthum verbreitenden Bücher dem Umlauf entzogen. Allein nur alsdann können solche Bücher Nachtheil verursachen, wenn sie in den Händen des unwissenden Volkes, nicht aber, da sie in einer Bibliothek hingestellt sind. Eine zum öffentlichen Gebrauche dienende Sammlung ist nicht blos dahin eingeschränkt, einen vollständigen Vorrath nützlicher Kenntnisse dem wißbegierigen Forscher darzubieten; auch der Irrthum hat da seinen angewiesenen Platz, und eine solche Bibliothek ist gleichsam das Archiv der ganzen Welt, worin von den entferntesten Zeiten her alle Urkunden der Stärke sowohl als der Schwäche des menschlichen Geistes aufbewahret werden; so wie jene die Seele erhebet, warnet diese für den Fall, und Beide dienen, den Weg zur Entdeckung oder Erläuterung der Wahrheit auszuzeichnen. Diese Bestimmung konnte mein Vater nicht verkennen; er hat sie auch nicht verkennet, und weit entfernt, daß er

jemals nur ein einziges Buch aus der kaiserlichen Bibliothek verbannet hätte, welches ihm nicht zum Lobe gereichen würde, hat er vielmehr dieselbe in allen Fächern der Wissenschaft ergänzt und ansehnlich vermehrt; wovon ich als sein Nachfolger im Amte ein gegründetes Zeugnis ablegen kann. Dieses wird, wie ich hoffe, allenthalben vollen Glauben erhalten. Damit aber auch Herr Rautenstrauch überführet werde, daß mein seeliger Vater weder Alchymistische Bücher, noch Magische, noch Sophistische, noch Cabalistische 2c. aus der Hofbibliothek weggeschafft habe, lade ich ihn ein, die große Menge derselben, wie sie von jeher da vorhanden waren, mit seinen Augen anzusehen, und dann erwarte ich von eben der Gesinnung, welche ihn bewogen hat, Blumen der Dankbarkeit auf das Grab meines seeligen Vaters zu streuen, daß er seinen Fehler erkennen, ihn bei der ersten Gelegenheit berichtigen, übrigens aber dieser meiner nothwendigen Erklärung keinen anderen Beweggrund, als die schuldige Sorgfalt eines Sohnes für die Ehre seines Vaters beilegen werde.

Wien, den 29. December 1779.

Freiherr van Swieten."

Die Biographie Rautenstrauch's reicht bis zum Jahre 1779 und wurde trotz ihrer Mängel eifrig benützt.

Als Geschichtsquelle kann wohl auch Rautenstrauch's „Oesterreichische Biedermanns = Chronik. Ein Gegenstück zum Phantasten- und Prediger-Almanach. Freiheitsburg 1784. — Der Nachkommenschaft gewidmet", bezeichnet werden. Vorläufer dieses „Almanachs" wiederum war Bahrdt's „Kirchen- und Ketzer-Almanach".

In der Vorrede zur „Chronik" heißt es: „Im Phantasten- und Prediger-Almanache wollten die unbekannten Verfasser dem Volke jene Männer bekannt machen, die der Aufklärung des Volkes widerstreben. Die Biedermanns-Chronik hat die Absicht, jene zu beleuchten, die für die Aufklärung kämpfen. Es dürfte

Allen willkommen sein, diese Patrioten kennen zu lernen. Der Endzweck des Werkes ist nicht, Weihrauch zu streuen, sondern dem echten Verdienst ein Ehrendenkmal zu setzen." Einige in der Biedermanns-Chronik nicht erwähnte, für die Aufklärung thätige Männer finden ihren Platz im „Nöthigen Anhang zur Biedermanns-Chronik."

Gegen die „Biedermanns-Chronik" richtet sich ein „Spiegel der Biedermanns-Chronik sammt einem abgängigen Register" von Michael Kubal; ferner ein vierzehn Seiten langer Aufsatz in Brunner's „Mysterien der Aufklärung in Oesterreich." Die beiden letztgenannten Schriften sagen natürlich das Gegentheil dessen, was Rautenstrauch behauptet; die er lobt, werden in den Koth gezerrt.[1])

Während der Krieg noch tobt, erscheint 1788 das „Ausführliche Tagebuch des jetzigen Krieges zwischen Oesterreich und der Pforte. Wien bei Stahel 1788. 1 Band oder 4 Hefte."

„Nach Vorerinnerung,[2]) Einleitung, Mittheilung der Kriegserklärungen und Bemerkungen über die russischen, wie auch nach kurzer Darstellung der österreichischen Kriegsanstalten und Beschreibung des Kriegstheaters, folgt das Tagebuch selbst: Es ist fast ganz, selbst bis auf die geringsten Umstände aus den Wiener Hofberichten zusammengesetzt, nur daß Herr Rautenstrauch sie chronologisch und geographisch geordnet hat, d. i. er zählt nach den Monaten vom Februar v. J. an, was in den verschiedenen Gegenden des Kriegsschauplatzes in Croatien, Slavonien, Syrmien, Banat, Siebenbürgen und Bukowina vorgefallen ist. Er stellt auch vom dritten Hefte an besondere Listen auf von Officieren,

---

[1]) Obzwar ich Brunner beipflichte, wenn er den zu selbstbewußten Ton Rautenstrauch's über sich selbst tadelt.

[2]) Es war mir nicht möglich, ein Exemplar des „Tagebuches" in die Hände zu bekommen. Ich muß mich daher damit begnügen, das Referat in Nr. 104 (S. 20) der „Allgemeinen (Jenaischen) Litteraturzeitung" vom April 1789 abzudrucken.

die sich hervorgethan haben, die getödtet oder verwundet worden sind; dafür bleiben die Gebliebenen und Verwundeten im Tagebuche selbst weg. Merkwürdigkeiten, die nicht wohl in das Tagebuch passen, werden unter besonderen Rubriken gebracht. Im dritten Hefte ist auch der Anfang des schwedisch-russischen Krieges erzählt. Am Ende des vierten Heftes recensirt Rautenstrauch seine Rivalen . . .

Rautenstrauch macht sich durch diese Arbeit immer ein Verdienst. Es ist nützlich, daß die nach und nach herauskommenden Relationen der einen Partei in eine gewisse Ordnung gebracht und aufbewahrt werden; denn wenn sie gleich einseitig und parteiisch sind, so muß man sich doch während des Krieges selbst mit ihnen behelfen, bis nach Endigung desselben unparteiische Augenzeugen die reine Wahrheit dem ungeduldigen Publicum vorlegen. Es ist nur zu wünschen, daß der Herr Rautenstrauch blos jene Berichte auf erwähnte Art in Ordnung stelle und besser stilisire, dagegen aber sich aller Urtheile und Raisonnements enthalten möchte; denn sie sind theils allzu parteiisch, theils an und für sich nicht immer richtig. So heißt es gleich Anfangs: ‚Geschichte und Erfahrung, die beiden großen Lehrmeisterinnen unseres Lebens, lehren uns, daß von jeher fast alle Nationen nur zwo Beschäftigungen hätten: die Handlung und den Krieg.‘ Fast alle? Nur? Wo bleibt denn Ackerbau und was dazu gehört? Wo Cultur des menschlichen Geistes oder der Wissenschaften? Gleich darauf folgt ein gar feiner Satz: ‚Aufgeklärte Völker sind von Natur berechtigt, barbarische Nationen zu besiegen und eine für das allgemeine Interesse der Völker vortheilhaftere Verbindung ihrer Ländereien mit dem Gebiete besser organisirter Staaten zu bewirken.‘ Dies berechtigt, meint er, Oesterreich und Rußland, die Türkei in die Enge zu treiben. Oder dürften, wenn dieser Grundsatz giltig wäre, nicht auch andere Nationen, die vielleicht noch aufgeklärter sind, eben dies thun? Und wäre es nicht vor allen Dingen nöthig, aber wenigstens nicht rathsamer,

daß solche Nationen erst ihre eigenen Unterhanen glücklich machen, ehe sie zur Beglückung Anderer fortschreiten, und daß sie durch die daraus entspringenden Kriegsübel den Wohlstand ihrer Unterthanen nicht stören? Sind nicht im russischen Reiche — um vom österreichischen nichts zu sagen — Völker, die weit weniger aufgeklärt sind als die Osmanen, die Herr Rautenstrauch ohnehin nicht recht zu kennen scheint und sie deswegen noch als die rohesten Menschen schildert. Doch dies wissen die kriegführenden Mächte ohnehin besser; außerdem hätten sie wohlgethan, wenn sie dem Herrn Licentiaten die Abfassung ihrer Kriegsmanifeste aufgetragen hätten." Das vierte Heft (denn weiter besitzen wir das Tagebuch nicht) enthält die Kriegsvorfälle bis Ende Juni 1788. In der Vorrede bittet Herr Rautenstrauch um Mittheilung der Lebensumstände von den in diesem Kriege umgekommenen und durch Großthaten ausgezeichneten Männern, um daraus Biographien von ihnen bilden zu können. Diese Bitte verdient allerdings Erhörung; nur sei hier Rautenstrauch auf weise Auswahl bedacht und spiegele sich an Paulis verunglücktem „Leben preußischer Helden".

Zum Schlusse seien noch erwähnt „Erinnerungen wegen der über die itzigen Kriegsvorfälle bisher erschienenen besonderen Beilagen zur Wienerzeitung. Wien 1788." Motto: „Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen nun treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten an bis zum Untersten, sollen — nicht verboten werden. — Josefs Censurvorschrift § 3."

In diesen Erinnerungen verlangt Rautenstrauch, daß die Berichte vom Kriegsschauplatz so abgefaßt werden, daß man sie verstehe — auch ohne Dolmetsch.

V. Rautenstrauch's kirchenpolitische Schriften.

Nach dem Tode Maria Theresiens bestieg Josef II. als Alleinherrscher den Thron. „Die Kaiserin ist todt! Eine neue Wendung der Dinge beginnt!" rief Friedrich der Große aus, als er die bedeutungsvolle Kunde vernahm. Er hatte die kommenden Dinge vorausgesehen. Allein nicht so sehr in der äußeren Politik, welche Preußens König bei seinen Worten vornehmlich im Auge hatte, machte sich der gefürchtete neue Geist geltend. Denn die kluge und feste Hand des Grafen Kaunitz lenkte nach wie vor das österreichische Staatsschiff, und so lange dieser lebte, schien ein abenteuerliches Vorgehen des habsburgischen Kaiserstaates so gut als ausgeschlossen. Und in der That traten die Expansionsbestrebungen Josefs II. erst später zu Tage. Um so kühner, energischer, weitblickender ging der Monarch im Inneren an's Werk. Und hier wieder auf religiösem Gebiete.

Schon Maria Theresia war trotz ihrer zweifellosen Frömmigkeit und ihres tiefen religiösen Sinnes manchem Mißbrauch entgegengetreten. Man regierte auch unter ihr nach den Grundsätzen des Febronianismus und Gallicanismus, aber mit Mäßigung. Josef II. geht schonungsloser vor. Er wollte documentiren, daß auch der strenge Katholik sich keineswegs mit den Mißbräuchen

in der Kirche und den Uebergriffen der Geistlichkeit identificiren müsse. Er wollte documentiren, daß Oesterreich, wenn auch durch und durch katholisch, keineswegs Verlangen trage, ein Gouvernement des heiligen Stuhles zu werden und sein Herrscher nicht geneigt sei, seine unverjährbaren Souveränitätsrechte preiszugeben; die Kirche zu isoliren und dem Staate unterzuordnen, war sein Bestreben. Er schrieb in einem Briefe vom October 1781 dem Cardinal Hrzan, k. k. Minister in Rom, unter Anderem Folgendes: „Seitdem ich den Thron bestieg und das erste Diadem der Welt trage, habe ich die Philosophie zur Gesetzgeberin meines Reiches gemacht. In Folge ihrer Logik wird Oesterreich eine andere Gestalt bekommen, das Ansehen der Ulemas eingeschränkt und die Majestätsrechte in ihr erstes Ansehen wiederkommen. Es ist nothwendig, daß ich gewisse Dinge aus dem Gebiete der Religion entferne, die nie dahin gehört haben. Da ich den Aberglauben und die Saduzäer verachte, so will ich mein Volk davon befreien. In dieser Absicht werde ich die Mönche verabschieden, die Klöster aufheben und sie den Bischöfen ihres Bezirkes unterwerfen ..... Ich werde dafür Sorge tragen, daß das Gebäude, welches ich für die Zukunft errichte, dauerhaft bleibe. Die Generalseminarien sind Pflanzschulen für meine Priester, die Seelsorger, welche darin gebildet werden, bringen einen geläuterten Geist mit in die Welt und theilen ihn durch einen weisen Unterricht dem Volke zu. So werden nach einem Zeitraume von Jahrhunderten Christen sein; so werden, wenn ich meinen Plan vollbracht, die Völker meines Reiches genauer die Pflichten kennen, die sie Gott, dem Vaterlande und ihren Nebenmenschen schuldig sind, so werden uns noch die Enkel segnen, daß wir sie von dem übermächtigen Rom befreit, die Priester in die Grenzen ihrer Pflichten zurückgewiesen und ihr Dortsein dem Herrn, ihr Dasein dem Vaterlande allein unterworfen haben.“

Man vergegenwärtige sich die Situation. In Oesterreich, das an der Spitze der Gegenreformation gestanden, welches die

blutigen Tage des dreißig Jahre langen Krieges heraufbeschworen, um nicht einen Fußbreit katholischen Bodens der neuen Bewegung preiszugeben, gegen dessen Inquisition eine Welt in Waffen sich erhoben, in Oesterreich werden solche Worte gesprochen. Und so nicht von unten; denn eine feste, wenn auch milde Gewaltherrschaft hielt jede freiheitliche Regung nieder — aus dem Stamme der Habsburger selbst einer unternimmt das Wagnis.

Folgendes nun sind die wichtigsten Verordnungen,[1]) welche den Rautenstrauch'schen kirchenpolitischen Schriften zu Grunde liegen:

Hofdecret vom 3. März 1781: „Keine Meßgelder, wenn dergleichen Suffragia von den Geistlichen nicht etwa selbsten verrichtet oder erfüllet werden könnten, auch in dem geringsten Betrage, sollen aus den k. k. Erbländern irgendwohin versendet werden . . ."

Hofdecret vom 4. Mai 1781: „Die Bulla in Coena Domini soll aus den Ritualen vertilgt und ausgerissen werden . . ."

Hofdecret vom 4. Mai 1781: „Alle wegen der in den österreichischen Staaten niemal angenommenen, in Mähren aber gleichwohl in Vorschein gekommenen Bull a Unigenitus sowohl molenistische als transenistische Grundsätze, Abhandlungen, Discurse und beiderseits fanatische Lehren sollen hintangehalten . . . und nicht einmal zu nennen gestattet sein . . ."

Hofdecret vom 12. Jänner 1782: „Die Betrachtung, daß diejenigen geistlichen Orden, männlichen und weiblichen Geschlechtes, welche blos vitam contemplativam führen, und daher zum Besten des Nächsten und der bürgerlichen Gesellschaft nichts Sichtbares beitragen, hat mich veranlasset, die Aufhebung

[1]) Siehe „Handbuch aller unter der Regierung des Kaisers Josef II. für die k. k. Erbländer ergangenen Verordnungen und Gesetze in einer systematischen Verbindung. Wien. Verlegt bei Joh. Georg Moeste. 1787."

all' derlei geistlichen Orden beiderlei Geschlechtes, die weder Schule halten, noch Kranke bedienen, noch predigen, noch den Beichtstuhl versehen, noch sonst in den Studien sich hervorthun, von nun an allgemein in meinen Staaten festzusetzen . . ."

Hofdecret vom 13. Jänner 1782: „Die Administration aller beweglichen und unbeweglichen Güter dieser Ordensklöster wird an die k. k. Hofkammer übertragen . . ."

Hofdecret vom 31. Jänner 1782: „Den augsburgischen und helvetischen Religionsverwandten, dann den nicht unirten Griechen wird ein ihrer Religion gemäßes Privatexerzitium allenthalben gestattet . . ."

Hofdecret vom 28. Hornung 1782: „Das Vermögen dieser (der aufgehobenen) Klöster ist zur Errichtung einer Religions- und Pfarrcasse gewidmet, aus welcher die Individuen der aufgehobenen Klöster die angewiesene Pension erhalten. Der Ueberschuß und nach deren Tode die sämmtlichen Einkünfte werden ganz allein zur Beförderung der Religion und des damit verknüpften Besten des Nächsten verwendet werden . . . "

Hofdecret vom 10. September 1782: „. . . daß man in solchen Fällen, wo geistliche Dispensation erforderlich ist, nicht mehr unmittelbar nach Rom, sondern gerade an die Bischöfe jeder Diözes zu deren Erlangung sich wenden solle . . ."

Noch waren nicht alle diese Verordnungen erschienen, als Pius VI. durch den Nuntius beim österreichischen Hofe Vorstellungen erheben ließ. Die Antwort Kaunitz' war unbefriedigend. Josef setzte seine Purificationsbestrebungen fort. Insbesondere verlangte er vom Papste, daß ihm das Recht, im Herzogthume Mailand die Bischöfe, Pröbste, Pfarrer zu ernennen, eingeräumt werde, mit der Motivirung, daß dieses Recht schon dem Herzoge Franz Sforza vom Papste Nicolaus V. verliehen wurde. Der Papst antwortete, es sei dieses Recht ganz anders aufzufassen, es wäre nur eine dem Herzoge für seine Lebenszeit verliehene Prärogative gewesen und hätte darin bestanden: einen Candidaten empfehlen zu dürfen.

Darauf der Kaiser: Wenn der Papst ihm dieses Recht nicht durch ein Indult zuerkenne, so stünde es ihm kraft der dem Fürsten innewohnenden Machtvollkommenheit zu, und er werde es überhaupt fürder nimmer dulden, daß in seinen Staaten irgendeiner ein Recht oder eine Gewalt ausübe, der von ihm hiezu nicht die Sendung und Erlaubnis hätte. Da nun faßt Pius VI., in der Furcht, die nur zu sehr begründet war, daß noch weitere Forderungen vom Kaiser erhoben werden könnten, den Entschluß, die Reise nach Wien anzutreten. Dieselbe wird am 25. Februar 1782 in einem Consistorium zu Rom angekündigt, am 27. Februar wird sie begonnen und geht über Otricoli, Loretto, Cesena in die österreichische Hauptstadt.

Diese Thatsache erregt ungeheures Aufsehen in der ganzen Welt, vornehmlich in Wien. Eine Unzahl von Flugschriften, Reden und Gedichten wird durch das Ereignis hervorgerufen; solche von Sonnenfels, Denis, Blumauer.[1]) Der Letztere singt:

„Zu diesen (den Völkern) wird er (der Papst) sagen: Wißt,
Daß Eurer Fürsten Wort zu ehren
Verdienstlicher in Gottes Augen ist,
Als wenn Ihr hundertmal mir den Pantoffel küßt;
Der selbst, zu dessen heil'gen Lehren
Ihr Euch bekennt, war Unterthan und sprach:
Ehrt Eurer Fürsten Wort und folgt mir nach!"

Eine gewisse Sensation macht Eybel's: „Was ist der Papst?" welche Broschüre sogar zu diplomatischen Erörterungen Anlaß gibt.[2])

Vorerst aber erscheint schon Rautenstrauch's „Vorstellung an Se. päpstliche Heiligkeit Pius den VI. Aus dem französischen

---

[1]) Seb. Brunner: „Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich 1770—1810, Mainz 1869."

[2]) Seb. Brunner: „Der Humor in der Diplomatie und Regierungskunde des 18. Jahrhunderts. Hof-, Adels- und diplomatische Kreise Deutschlands geschildert aus geheimen Gesandtschaftsberichten und anderen ebenfalls durchwegs archivalischen, bisher unedirten Quellen. 2 Bände, Wien 1872."

Manuscript des ohnlängst verstorbenen Herrn Delaurier. — Difficile est, veritatem non dicere — Wien 1782."

Rautenstrauch sagt in derselben: „Es war seine Absicht, schon Clemens XIV. folgende Gedanken vorzulegen, die als sein Ideal betrachtet werden können. Da aber seinerzeit sein Vorhaben aus Furcht und Zweifel nicht zur Ausführung kommen konnte, so geschieht dies jetzt Pius VI. gegenüber.

Eine unerhörte Fülle von Macht und Ansehen repräsentirt das Papstthum. Der Fürst gebietet nur in den engen Grenzen seines Reiches; der heilige Vater jedoch übt die Weltherrschaft im vollsten Sinne des Wortes. In seine Hand ist es gegeben, Menschenglück zu verbreiten durch Erweiterung des Christenglaubens, der ein Segen für alle, die ihm anhängen. Bei solchen Absichten wird er unterstützt durch folgende Thatsache. Heutzutage vereinigt sich der philosophische Geist mit dem theologischen. Heutzutage müßte bei einem Versuche, den Katholicismus mit dem Protestantismus zu vereinigen, der Erfolg ein unfehlbarer sein, wenn der Papst einerseits Gleichgiltigkeit gegen gewisse Glaubenssätze, andererseits einen brennenden Eifer für die Moral predigte.

Die Vorsehung selbst bereitet den Weg dazu. Das Licht der wahren Philosophie wirft seine Strahlen auf das Christenthum, und mit Hilfe von Kritik, Geschichte und Forschung wird auch das offenbar, was Schulgelehrtheit und Fanatismus jahrhundertelang mit undurchdringlichem Schleier bedeckten. Auch die Eifersucht der beiden christlichen Riten ist geschwunden, seitdem ihre Rechte gewährleistet, ihr gegenseitiges Verhältnis geregelt wurde und sie von einander nichts mehr zu fürchten haben. Solche Thatsachen gestatten einen frohen Ausblick in die Zukunft. Um aber zur That werden zu lassen, was hier als bloße Meinung sich darstellt, bedarf die Kirche eines Oberhauptes, das stark und muthig genug ist, sich über zahllose schier unüberwindliche Mißbräuche hinwegzusetzen. Jetzt oder — nie! So stehen die Dinge. Denn nie war die Zeit zur Ausbreitung des Christenthums

günstiger, als eben jetzt, da es uns beschieden, Monarchen zu haben, die, fern von Bigotterie, den Papst bei seinen Bestrebungen unterstützten. Pius VI. aber wird einen Ruhmeskranz um sein Haupt winden, wenn er thut, was Delaurier vorschlägt.

Es liegt im Wesen der katholischen Religion, einer Religion, die für alle Stände, für alle bürgerlichen Verfassungen, für alle Gegenden und Länder passen soll, daß deren Gesetze nicht einfach genug sein können. Daher ist es oberste Aufgabe, die herrschende Lehre zunächst von allen jenen menschlichen Zusätzen zu befreien, die gemacht wurden, theils aus Privatrücksichten, theils in Folge ungenügender Kenntnisse oder aus ähnlichen Gründen. Dadurch beleidigt man die heiligen Vorfahren keineswegs, wenn man behauptet, daß sie nicht alles gethan, auch nicht mehr gesehen haben, als sie nach dem Lichte der damaligen Zeit sehen konnten. Es ist auch richtig, daß die Grundbegriffe des katholischen Glaubens, soweit die heilige Schrift sie enthält, unveränderliche, göttliche Wahrheiten bleiben; aber alle Wahrheit kann durch die Philosophie nur gewinnen. Die wichtigste Forderung (die Delaurier erhebt) ist die nach Simplicität. Diese zu verwirklichen, ergibt sich die Nothwendigkeit, heilsame Reformen einzuführen, mit denen, wenn nicht alle Anzeichen trügen, in diesen Tagen der Anfang gemacht wird.

Zunächst die Reinigung der Sitten in der Geistlichkeit — haben doch die desolaten Zustände in derselben die Secession herbeigeführt. Es ist Ketzerei, eine Religion ohne Moral zu haben, zur Schau zu tragen Hochmuth statt der Demuth, Geldgierde statt dessen Verachtung, Verschwendung statt der Sparsamkeit, Pracht statt der Einschränkung, Wollust statt der Enthaltsamkeit, Haß und Neid statt der Menschenliebe. Es ist oberste Pflicht der Bischöfe und aller anderen Hirten, strenge zu achten, auf daß nichts Aergernißerregendes geschehe.

Zum Zweiten aber ist zu fordern die Verbannung des schädlichen Religionseifers. Dieser hat stets gehindert, daß die

Abtrünnigen wieder in den Schoß der alleinseeligmachenden Kirche zurückkehren. Die Geistlichen, statt die Gegensätze zu mildern, haben sie verschärft, und dasselbe geschieht auch heute noch, ungeachtet alles Jammers, der dadurch schon über die Menschheit hereingebrochen. Wie viel Blut und Thränen sind schon um dessenwillen geflossen! Welche Schändung des Gekreuzigten hat stattgefunden, indem man, sein Bild in der Hand, die Andersgläubigen zu Tode hetzte, und die Päpste selbst haben zu solchen Gräuelscenen Anlaß gegeben. Inquisitionsgericht, Bartholomäusnacht, Peru, Irland bilden die Meilenzeiger dieses Systems. Im Sinne Christi ist das nicht gehandelt; diesem war jeder Zwang zuwider. ‚Die Religion muß vertheidigt werden, nicht durch das Tödten, sondern dadurch, daß man für sie stirbt, nicht durch Grausamkeit, sondern durch Geduld, nicht durch Uebelthaten, sondern durch den Glauben‘; denn die Religion muß sich durch das Gute, nicht durch das Böse documentiren.

Darum möge Pius VI. die Inquisitionsgerichte aufheben, wo sie noch bestehen, die Excommunication der Irrgläubigen sammt und sonders als ungiltig erklären, alle Streitreden, Controverspredigten und Anspielungen gegen die Nichtkatholiken von der Kanzel herab verbieten; alle Predigten überdies einer Censur unterziehen.

Die dritte Forderung betrifft Seine Heiligkeit selbst. Seit jener Zeit, da die Päpste statt der Schlüssel, Bitten und Thränen — Scepter, Krone und den Degen zur Hand genommen, ist Nachlässigkeit in die Kirchenzucht eingeschlichen. Daher soll der Papst den Entschluß fassen, kleiner zu werden, um größer zu sein, eingedenk des Wortes, das der Heiland gesprochen: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt‘! Christus hat den Aposteln nichts von einer Gewalt in weltlichen Dingen eingeräumt; im Gegentheil, ihnen eine solche sogar verboten. Im gleichen Sinne äußern sich zahlreiche Kirchenväter. Der Geistlichkeit steht also nicht die geringste Gerichtsbarkeit in weltlichen Dingen zu. ‚Denn

der Staat ist nicht in der Kirche, sondern die Kirche im Staate.‘ Fast Alles, was der Römische Stuhl besitzt, hat er von Kaisern zum Geschenk bekommen. In der Vorzeit Tagen haben zahlreiche Päpste dem Kaiser gehuldigt, und ihm den Eid der Treue geschworen. Warum sollte man sich jetzt dieser Pflicht entschlagen wollen, welche der Römische Kaiser vom Bischof zu Rom mit Recht fordern kann?

Es war daher ein unbilliger Eingriff in die Gerechtsame des Regenten, wenn die Päpste alle Geistlichen dessen Herrschaft entziehen wollten, da sie doch aus seinen Ländern ernährt werden und seinen Schutz genießen. Darum sind die Exemptionen ein Unrecht, darum möge die Bulle in Coena Domini,[1]) welche mit schädlichen Grundsätzen angefüllt und fähig ist, zu den sträflichsten Unternehmungen zu verleiten, weil darin die Freiheit der Gesetzgebungen, die Gerichtsbarkeit der Obrigkeiten und alle Gerechtsame der weltlichen Macht auf's Heftigste angegriffen sind, aufgehoben werden, ebenso die Bulla Unigenitus;[2]) vollauf berechtigt ist die Forderung des Kaisers nach dem Exequatur, ebenso berechtigt die Einschränkung der Dispensationen, Abläße u. s. w.

Die vierte Forderung Delaurier's geht aus auf die Abschaffung der Mißbräuche und die Verbannung des Aberglaubens. Zu diesem Zwecke soll das Wesentliche von dem Unwesentlichen unterschieden werden, die reine Andacht von der Andächteley. Man glaubt heutzutage falsche Wunder, wodurch der Glaube an die wahren

---

([1] Durch diese Bulle sprach der Papst am Gründonnerstage jedes Jahres die Excommunication gegen die Häretiker aus.

[2]) „Unigenitus Dei filius“ waren die Anfangsworte jener Bulle, die vom Papste Clemens XI. im September 1713 gegen den katholischen Theologen Paschasius Quesnel (1657—1719) in Paris erlassen wurde. Dieser Quesnel bearbeitete nämlich das neue Testament und versah es mit moralischen Reflexionen. Es hatte sein Buch die Tendenz, die jansenistischen Lehren im Volke zu verbreiten. Durch die erwähnte Bulle nun wurden 101 Sätze dieser „Reflexions morales“ verdammt.

erschüttert wird; Legenden, mit mancherlei Erdichtungen erfüllt, sind dem Evangelium an die Seite gestellt worden. Dadurch wurde die eigentliche Religion aus dem Herzen getilgt, die Anrufung der Heiligen artet aus in Abgötterei; Messen, die man zu einem Handelszweige herabwürdigt, werden für nichtswürdige Intentionen gelesen. Und ein großer Theil der Geistlichkeit ist leider von dem schweren Vorwurfe nicht freizusprechen, daß er solche subversive Tendenzen unterstütze, um Vortheile aus diesen zu ziehen. Man führe das Christenthum zu seiner früheren Einfalt zurück, man sorge dafür, daß der Glaube nicht blind, sondern überzeugt sei, man lehre Nächstenliebe, man sorge dafür, daß die falsche Andächteley aufhöre! Durch wahre Frömmigkeit, Sittenreinheit und patriotische Hingebung wird Gottes Wort am besten erfüllt. Delaurier aber bittet um den apostolischen Segen."

So weit Rautenstrauch. An seine Broschüre knüpft sich eine weitläufige Polemik. Zuerst erscheint eine gutgeschriebene „Beleuchtung",[1]) deren anonymer Verfasser meint, daß die Verwirklichung der Delaurier'schen Grundsätze die Kirche in ihren Grundlagen erschüttern müßte. Man dürfe nicht um einiger Mißbräuche willen Alles ausrotten.

Mit der „Beleuchtung" allein ist aber Rautenstrauch's „Vorstellung" nicht abgethan. Sie erfährt eine weitere Kritik in den „Ausstellungen über die Vorstellung an Seine Päbstliche Heiligkeit Pius VI. — Wien 1782", von Pater Fast, welche seitens Rautenstrauch mit einer „Epistel an Pater Fast, Wien 1782", beantwortet wird. Pater Fast, Prediger bei der erzbischöflichen Cur zu St. Stephan, ist ein Hetzcaplan. Er hat Rautenstrauch mehr als einmal Anlaß zu einer Entgegnung, dem großen Publicum aber zur Frage Anlaß gegeben, ob es im

---

[1]) „Beleuchtung der Vorstellung an Se. Päbstliche Heiligkeit Pius VI. aus dem französischen Manuscript des Herrn Delaurier von Rautenstrauch. Wien 1782."

Interesse der Religion gelegen sei, ihr Wort durch solchen Mund verkünden zu lassen.

Im Anschlusse an die „Antwort auf ein Schreiben des Herrn Wittola über die Toleranz. Wien 1782" folgt eine „Nachschrift über die Epistel an Pater Fast", der Rautenstrauch, „Noch eine Epistel an Pater Fast. Wien 1782" folgen läßt. Damit ist die Polemik noch nicht zu Ende. Das Publicum wird von Herrn Fast mit einer Broschüre beglückt, die den Titel führt: „Etwas für Herrn Rautenstrauch über seine Publicums-Epistel. Wien 1782", und der streitbare Prediger erhält noch ein anonymes „Sendschreiben an Ihre Hochwürden Herrn Pater Fast wider die Epistel von Rautenstrauch an das Publicum. — Wien 1782."

Es lohnt sich wahrlich nicht der Mühe, auf diese Polemik näher einzugehen. Wortdrechslerei, schale Witze, ungalante Sprechweise, unmögliche Vergleiche, paradoxe Behauptungen und eine unübersehbare Anzahl von Gemeinplätzen geben ihr ein keineswegs anmuthiges Relief. Kaum wird man auch nur einen bedeutenden Gedanken finden. Und wagt sich dennoch ein solcher schüchtern hervor, so tritt er nur oberflächlich und in unwissenschaftlicher Weise in Erscheinung, wird nur mit ein Paar Citaten abgethan, ohne die Spur einer originellen Kritik.

Wenige Tage vor der Ankunft Pius VI. erscheint eine zweite Broschüre von Rautenstrauch, des Papstes Reise nach Wien betreffend. „Warum kömmt Pius VI. nach Wien? Eine patriotische Betrachtung. Wien 1782."

Warum kommt Pius VI. nach Wien? Das ist die Frage, die heute von Tausenden besprochen wird. Tot capita, tot sententiae! Die Einen glauben, seine Reise gelte der Vereinigung der katholischen Kirche mit den protestantischen Riten, die Anderen, die nicht unirte griechische Kirche solle der katholischen einverleibt werden, die Dritten nehmen das Toleranzedict, die Aufhebung der Klöster oder die Furcht vor neuen Maßregeln als den Grund

seiner Reise an. Die Meisten aber sind der Meinung, daß die Gründe am unzweifelhaftesten niedergelegt seien in dem Breve Pius' VI. vom 15. December 1781. Rautenstrauch selbst ist der Ansicht nicht, daß dem so sei und will dies aus dem Breve selbst nachweisen.

Worauf nimmt denn dasselbe Bezug? Auf das Verleihungsrecht der Bisthümer, Abteien und Probsteien in der Lombardei, welches allerdings seit geraumer Zeit von den Päpsten gehandhabt wird, welches aber Josef II. nun für sich vindicirte; ferner auf die Einziehung und Verwaltung der Güter des Clerus, welche nach der Meinung Sr. Heiligkeit als geistliche Güter — Güter Gottes seien und daher von dem Haufen der übrigen unterschieden werden müßten; und endlich auf jene Verfügungen, welche Josef II. zu Anfang seiner Regierung herausgab. Rautenstrauch glaubt nun, es aussprechen zu dürfen, daß diese drei Gründe absolut nicht maßgebend dafür sein könnten, daß sich Pius VI. einer so beschwerlichen Reise unterziehe. Dies zu beweisen, untersucht er die einzelnen Punkte.

Was zunächst den ersten betrifft, so steht hier, nach Rautenstrauch, das Recht unzweifelhaft auf Seite des Monarchen, weil diese schon in den ältesten Zeiten die Gerichtsbarkeit über die Bischöfe ausübten und mithin auch das Recht der Verleihung ihrer Aemter. Diese Majestätsrechte sind heilig und können auch, wenn sie von diesem oder jenem Regenten vernachlässigt oder gar vergeben wurden, durch den Thronfolger jederzeit vindicirt werden. Es kommt also nur auf den Beweis an, daß die Regenten thatsächlich im Besitze dieses Rechtes waren. Diesen Beweis führt Rautenstrauch, indem er sich beruft auf Marculfs Worte (L. I. Form 5): „Die Könige vergaben beständig die Bisthümer, so sehr sich auch die Bischöfe bemühten, es zu verhindern;" auf Gregorius Turonnensis, welcher sagt: „Praetextat, Bischof von Rouen, wurde abgesetzt, ohne Anfrage beim Papst zu thun;" und auf die Annal. Ecclesiast. Francorum worin es heißt: „Schon

die fränkischen Könige berufen die Bischöfe zusammen, wie es ihnen beliebte und ihre Canones mußten erst vom Könige bestätigt werden, wenn sie Kraft haben sollten;" endlich auf ein zweites Wort Marculf's: „Die Könige übten auch die vollkommene Gerichtsbarkeit über Bischöfe, Aebte, auch wenn es die Kirche oder ihre eigenen Güter betraf." Da also die Regenten seit jeher im Besitze einer Gerichtsbarkeit über die Päpste und Bischöfe waren, da sie Bisthümer vergaben, Bischöfe ab- und einsetzen konnten, da Majestätsrechte keiner Verjährung unterworfen sind, da Josef auch nur einen Theil, nicht einmal die Gesammtheit seiner diesbezüglichen Rechte vindicirte, so kann der erste Punkt keinen Grund zur Reise Pius' VI. bilden.

Nun zu Punkt Zwei. Die geistlichen Güter sollen als gottgeweihte, heilige Gegenstände, Gottes Güter sein. Das ist ein von den Curialisten erfundener, total falscher Grundsatz. „Gott braucht und bedarf keiner zeitlichen Güter. Wir können ihm keine anderen Güter zum Geschenke bringen, als die geistlichen Opfer unserer Herzen." Und hat sich denn nicht schon mancher Bischof ehrlich gefragt, ob denn nicht mit geistlichen Gütern gar oft ein sehr weltlicher Gebrauch gemacht wurde?.

Einsichtsvolle Theologen leugnen es mit aller Entschiedenheit, daß es nothwendig sei, äußeren Prunk zu machen, da dies zu Mißbräuchen führe. Allerdings gab es Könige, die so wenig Voraussicht hatten, daß sie den Dolch schärften, den man ihnen jetzt an die Kehle setzt. So König Childebert, welcher verordnete, daß Derjenige, welcher einen Bischof nicht höre und darüber excommunicirt werde, nicht allein bei Gott ewig verdammt, sondern auch von dem königlichen Palast gänzlich ausgeschlossen sein und auch dazu seine Güter verlieren solle. Indem Josef Güter einzieht, die in seinem Staate sind, so übt er nur landesherrliche Rechte aus, um mit dem Ueberschusse zum Besten der Religion, des Gottesdienstes und der besseren Erziehung zu wirken. Da es zweifellos nothwendig ist, die Geistlichkeit in Zucht

und Ordnung zu erhalten, da das wirksamste Mittel hiezu das Ende ihres Ueberflusses ist, da über Alles, was sich im Staate befindet, nur der Regent disponiren kann, was ja Se. Heiligkeit bekannt sein wird, da er selbst Regent ist, da die Geistlichen keinen Staat im Staate bilden dürfen, was jeder bestätigen wird, der nur einigermaßen mit dem Staatsrechte bekannt ist, so bildet auch der zweite Punkt keinen Grund zur Reise.

Was den dritten Punkt anbelangt, nämlich die Verfügungen, die Josef beim Beginn seiner Regierung herausgab — betreffend die Meßgelder; dann die Verordnung vom 24. März 1781, daß nämlich alle Ordenshäuser (ausgenommen die Conföderationen quoad suffragia et preces), von den päpstlichen Exemptionen befreit sein sollen; die Verordnung vom 26. März 1781, daß alle päpstlichen Breven und Bullen, da sie auf den Staat Bezug haben können, vor der Veröffentlichung mit dem landesfürstlichen Exequatur versehen werden müssen — so bilden auch diese keinen Grund zur Reise. Der Papst kann auch nichts dagegen haben, daß Josef II. verordnet, daß die Bischöfe das Recht der Dispensation von den kanonischen Impedimenten haben sollen. Denn dies würde einerseits von Eigennutz zeigen, andererseits, daß der Papst eine sehr geringe Meinung von den Bischöfen habe, die nach der Ansicht selbst Gregors des Großen mit dem Papste „gleiche Amtsbrüder sind und gleiche Gewalt" mit ihm haben. (Von kirchlicher Seite wurden solche Worte freilich bezeichnet als „Vorwand, um die Bischöfe in den bureaukratischen Rahmen zu zwängen").

Oder sollte das Toleranz-Edict Pius VI. ein Grund zur Reise sein; dies Werk wahrer christlicher Liebe? Oder die Aufhebung der Mönchs- und Nonnenklöster?[1]) Nimmermehr! Also rechtfertigt auch Punkt Drei die Reise nicht.

---

[1]) Es würde den Rahmen meiner Aufgabe weit übersteigen, wollte ich auf all' die erwähnten Verordnungen näher eingehen. Umsomehr glaube ich davon absehen zu können, als die meisten derselben ja im Austausche der Meinungen genügende Klarstellung erfahren.

Aber doch sind diese Punkte im Breve angeführt. Rautenstrauch warnt Pius VI. Er erinnert ihn an die bedeutungsvollen Worte Josefs I.,. „daß es nicht möglich sei, Etwas auszusinnen oder beizubringen, was ihn eines Andern überreden oder von seinem Unternehmen abzulassen, jemals bewegen könnte". Er hofft, Pius VI. werde es nicht auf einen Conflict mit dem Kaiser ankommen lassen. Er schöpft diese Hoffnung daraus, daß Pius VI. ein durch und durch edler Mensch sei, der gewiß nur kommt, um den Kaiser in seiner schwierigen Aufgabe zu unterstützen. Dann muß diese Reise zu einer glorreichen, geschichtlich denkwürdigen werden!

Der negative Erfolg der päpstlichen Reise ist ja bekannt.

Gleich dem Papste ist natürlich auch ein großer Theil der Bischöfe mit Josefs Reformen nicht einverstanden. Deren Verhalten wird kritisirt in der Flugschrift Rautenstrauch's: „Ueber das Betragen der Bischöfe in den k. k. Staaten, in Rücksicht der landesherrlichen Verfügungen in geistlichen Sachen. Wien 1782."

Der Gedankengang ist folgender: Durch die Gnade des Monarchen ist eine neue Aera für die Völker Oesterreichs angebrochen. Nicht in dumpfer Resignation müssen sie, wie bisher, mit ihrem beschränkten Unterthanenverstande Alles über sich ergehen lassen, ohne Meinung, ohne Urtheil, sondern freimüthig und furchtlos dürfen sie ihr Scherflein beitragen zur Gesundung der öffentlichen Zustände. Der Monarch selbst wird es ohne Unwillen hören, wenn seine Regierungshandlungen einer Kritik unterzogen werden; umsoweniger darf eine männliche Kundgebung die Bischöfe verletzen.

Die aufgeklärte Menschheit ist eines Sinnes betreffs der heilsamen Reformen des Kaisers. Nun aber haben wir die Frage zu beantworten: Inwieferne haben die Bischöfe der Kaiserstaaten den wohlthätigen Anstalten Josefs II. die Hände geboten? Inwieferne haben sie solche unterstützt oder gehindert? Was thaten sie und was haben sie unterlassen? Mit Schmerz

muß es nun jeden Patrioten erfüllen, wenn er sieht, daß das Volk nicht versteht, wie gut man es mit ihm meint, daß es die besten Absichten seines Fürsten verkennt. Um wie viel größer muß aber der Schmerz sein, wenn Diejenigen, welche berufen wären, das Volk zu lenken und es im Sinne der Reformen aufzuklären, dies nicht nur nicht thun, sondern es gerade in die entgegengesetzte Richtung drängen. Heilige Aufgabe des Bischofs ist die Aufklärung des Volkes, die Verbreitung der Bruderliebe, die Vertilgung des Aberglaubens und der Mißbräuche. Daraus resultirt, daß er den Fürsten mit Begeisterung unterstützen müßte, der sich diese Aufgabe stellt. Statt dessen vergessen die Bischöfe ihr eigenes Interesse aus Hingebung an den Papst — und hier sei verwiesen auf deren Verhalten in der Frage der bischöflichen Exemptionen, vergessen aber andererseits, daß sie Diener des Staates sind, daß die Gesetze des Staates auch ihre Gesetze sind, „denn in die Luft kann die Hierarchie nicht gebaut werden", und prätendiren hier eine Stellung in einer Weise, die mit Unbeugsamkeit gleichbedeutend ist.

Es gibt auch rühmliche Ausnahmen.[1]) Ehre und Lob sei ihnen. Aber wie Viele handeln den Intentionen des römischen Königs entgegen durch ihr Stillschweigen, durch ihr auflehnendes Betragen und durch die Verzögerung der höchsten Verordnungen!

[1]) So schreibt z. B. der Bischof von Königgrätz: „Se. Majestät wollen Alle, welche die Religionsverschiedenheit und der Zwang der vorigen Gesetze in Parteien getrennt hat, durch das unzertrennliche Band der christlichen Liebe auf immer vereinigen, dem Vaterlande in seinen Schoß unzählige gute Bürger, fleißige Landwirthe, geschickte Künstler und folgsame, den Gesetzen willig gehorchende Unterthanen erziehen und erhalten und hiedurch die Sicherheit der einzelnen Bürger sowohl, als auch die Wohlfahrt des ganzen Staates immer mehr und mehr befestigen. Ihr wisset selbst, wie unbegrenzt der Gehorsam sein müsse, welchen wir den Regenten und Mächten, unter denen wir durch Gottes Anordnung stehen, schuldig sind. Wir halten demnach für überflüssig, auch in der Vollziehung dieser Allerhöchsten Willensmeinung, in dem, was Euch hierinfalls obliegt, Genauigkeit und strenge Pünktlichkeit zu empfehlen."

Und hier sei insbesondere erwähnt des Erzbischofs von Wien, Migazzi.[1]) Allein Rautenstrauch's Schrift hat nur den Zweck, Se. Eminenz zu veranlassen, gegen die Wahrheit desjenigen zu protestiren, was überall über sie gesprochen wird.

Der Herr Erzbischof soll ein Feind der Aufklärung und der damit verbundenen Preßfreiheit sein. Den ersten Vorwurf zu motiviren, wird angeführt, er habe das von Josef II. verordnete Lesen der Bibel verzögert und erst auf wiederholte Urgenz angeordnet — zum Beweise der zweiten Beschuldigung wird angeführt, daß einzelne Priester intra et extra urbem gegen die Preßfreiheit losgezogen, ohne daß der oberste Hirte sich veranlaßt gefunden, dagegen durch Verweisung der Prediger zu remonstriren.

Auch viel theologischer Unfug geschieht. Besonderes Aergernis hat es unter den Gläubigen erregt, daß in den Fasten nicht etwa die Leiden Christi zum Gegenstand der Predigt gemacht wurden, sondern nur von den Schriften die Rede war, die man für die Aufklärung und den neuen Geist auf den Markt geworfen. Es muß ferner im Interesse des Staates bedauert werden, daß in der schweren Zeit, die derselbe jetzt durchmachen muß, in einer Zeit, da eine leidenschaftliche Predigt — von Tausenden angehört — mehr schaden könne, als zehn Bücher — von Wenigen gelesen — wieder gut machen könnten, Se. Eminenz sich nicht veranlaßt fühle, alle Kanzelreden vorerst durch einsichtsvolle Männer des Consistoriums prüfen zu lassen. Wäre dem so, dann hätte der Verein der Predigtkritiker[2]) nicht entstehen müssen, der natürlich Sr. Eminenz ein Dorn im Auge ist.

---

[1]) Christof Bartholomäus Anton Graf Migazzi zu Wall und Sonnenthurm (geb. 23. November 1714 zu Innsbruck, gest. 15. April 1803 zu Wien) wurde 1757 Erzbischof von Wien und bekleidete dieses Amt durch sechsundvierzig Jahre.

[2]) In deren Organ „Wöchentliche Wahrheiten für und über die Prediger in Wien. Bearbeitet von einer Gesellschaft Gelehrter und heraus-

Befremden muß auch das Verhalten des Herrn Erzbischofs gegenüber einzelnen Männern seiner Diöcese. Man kann seine Handlungsweise nicht verstehen gegenüber einem Josef Pochlin, der das Institut der Predigtkritiker, bevor es in's Leben getreten, angegriffen und auf die maßvolle Kritik seiner schwachen Predigt mit der Schmähschrift „Gnade und Abfertigung"[1]) geantwortet hat; einem Patritius Fast gegenüber, welcher, abgesehen davon, daß er sich seit Jahr und Tag durch seine fortwährenden Provocationen lächerlich macht, in seinem „Katholischen Unterricht"[2]) die unglaublichsten Sätze aufgestellt hat, angeblich „aus Sendung und mit Begnehmigung seines hochwürdigsten Herrn Ordinarius"; („Ist es richtig, daß der Segen mit einem hölzernen Jesukind, in einer krausen Perrücke, keine Abgötterei, sondern gut ist? Daß er oft mehr nütze, als der Segen mit der Hand des Priesters? Sollte seine Lehre vom geweihten Koth oder den geweihten Pfenningen gut sein? Ist es eine Katholische Lehre, daß Leute, welche bei Bildern silberne und goldene Opfer aufhängen, wirkliche Gnaden empfangen haben? Ist das Beten zu den Bildern gut? Sind die Privatandachten nicht ungereimt? Ist die Andacht zum fleischenen Herz Jesu echt katholisch? Werden die Gebete zur Seitenwunde, zum Schweißtuch und zum Nagel des Kreuzes in der Katholischen Lehre gebilligt? Ist es wahr, daß das Wallfahrten uns die Gnaden Gottes eher zuziehen kann, als wenn wir zu Hause bleiben?" fragt Rautenstrauch) einem P. Ludwig gegenüber, welcher die Predigtkritiker ex officio

---

gegeben von L. A. Hoffmann, Wien und Prag 1782" wird gesagt, daß man, da eine Censur der Predigten nicht bestände, selbst das Amt des Censors übernehme.

([1] „Gnade und Abfertigung einer hochgelehrten Gesellschaft der Predigtkritiker. Von Josef Pochlin, als Prediger in Bösendorf. Wien." (Jahreszahl fehlt.)

[2]) „Katholischer Unterricht und Erörterung aller Zweifel, welche in den Beyträgen zur Schilderung Wiens aufgeworfen werden. Wien 1781." („Beyträge zur Schilderung Wiens. Wien, bei Kurzböck 1781.")

verdammt und ihnen jede Seeligkeit abgesprochen, wofür er von Sr. Eminenz gelobt wurde; einem P. Mazzioli gegenüber, welcher wider die vom Kaiser gewährte Preßfreiheit gepredigt. Aufgeklärte Priester aber haben die Ungnade Sr. Eminenz zu fühlen.

Ueberall fragt man, warum das Toleranzedict — wie jedes Werk der Duldung echt christlich — von Seiner Eminenz noch nicht zum Gegenstand eines Hirtenbriefes gemacht wurde? und groß ist die Indignation über die zweideutige Haltung Migazzi's in der Frage, was mit den Conventen der aufgelösten Klöster zu geschehen habe. Rautenstrauch hält den Bescheid Migazzi's in dieser Angelegenheit für apokryph, einen Bescheid, der lautet: „Es liegt nicht in der Absicht der Kirche, jene Personen, die sich einem Regularinstitut gewidmet haben, in allen Fällen zu verbinden, durch welche sie ohne Schuld dieselben nicht beachten können, so lange diese Nothwendigkeit vorhält. Das Ordenskleid, mit Beibehaltung eines innerlichen Abzeichens, können sie ablegen; Fleischspeisen, wenn sie Ordensspeisen nicht gebrauchen können, können sie benützen." Er hält diesen Bescheid deshalb für apokryph, weil er doppelzüngig sei. Rautenstrauch sagt: „Ein Gelübde verliert seine Verbindlichkeit, wenn der, mit dessen Einwilligung ein Orden im Staate besteht, ihn nicht ferner dulden will; denn ein solches Gelübde faßt die Bedingung in sich, daß es nur so lange giltig sei, als den Rechten und dem Willen des Landesherrn nicht entgegengearbeitet wird."

Rautenstrauch meint zum Schlusse seiner Broschüre, daß ein Hirtenbrief Migazzi's über die Verordnungen Josefs II. deshalb noch nicht erschienen sei, weil er großartig sein würde, ganz erfüllt vom Gedanken, der Rautenstrauch zu dem Worte veranlassen könnte: Die Bischöfe sind eifrige Hirten des Volkes, Feinde der Dummheit, des Aberglaubens und der Mißbräuche, Beförderer der Aufklärung, der Duldung und Menschenliebe,

Diener des Staates, wie der Hierarchie, Freunde des Fürsten und des Vaterlandes!

War Migazzi auch strammer Anhänger der katholischen Partei, so war er ihr doch noch immer zu furchtsam, zu muthlos gewesen. Mit dem Kaiser kam er öfters in Conflict, so daß derselbe ihn entfernen wollte.

Rautenstrauch war übrigens nicht der Einzige, der Migazzi anfeindete. So z. B. erscheint auch eine Broschüre „M . . . zzi der Dummkopf". Der Kaiser aber, trotz seiner Gegnerschaft zum Cardinal, schätzte denselben zu hoch, als daß er solche Schmähschriften gegen den greisen Kirchenfürsten geduldet hätte. Zum Beweise dessen gilt das Hofdecret, welches anläßlich einer solchen Schrift erschien und also lautete: „Diese Pièce ist dem Cardinal zu communiciren, mit dem Bedeuten, daß er sich darüber äußern möchte, ob selbe admittieret oder verboten werden solle, weil ihm als hiesigen Erzbischof und Oberhirten alle Rücksicht gebührt, daß nichts von seiner Person gedruckt werde, wodurch er sich könnte beleidigt halten."

Gegen Rautenstrauch erscheint „Kritik über das Betragen der Bischöfe . . . von Hlatki. Ofen, gedruckt mit königl. Universitätsschriften 1782". [1])

In seiner Schrift „Ueber das Betragen der Bischöfe in den k. k. Staaten" hatte Rautenstrauch (Seite 25, 7. Zeile von unten), auch eine Bemerkung über den Canonicus und Pfarrer am Bürgerspital, Herrn Mazzioli, eingeflochten. Er sagte, wie wir schon wissen: „. . . . (deswegen) hat der Canonicus Mazzioli, Pfarrer am Bürgerspital, gar kein Geheimnis daraus gemacht, daß er wider dieses Institut (der Predigtkritiker) und wider die vom Monarchen ertheilte Preßfreiheit öffentlich predigen wolle und hat sogar die Zuhörerschaft eingeladen."

---

[1]) Diese Schrift selbst sah ich nicht. Ich finde aber ein Referat über dieselbe in der k. k. priv. Realzeitung vom 18. Februar 1783, Nr. 8.

Diese Aeußerung brachte den Angegriffenen derart in Harnisch, daß er Sonntags, den 25. August 1782 die Ungeschicklichkeit beging, von der Kanzel herab drei Viertelstunden lang gegen Rautenstrauch zu polemisiren. Nach dem Referate Rautenstrauch's predigte Mazzioli ungefähr dies: Ausgehend von dem Worte des Evangeliums: „Niemand kann zwei Herren dienen!“ erörterte er, daß diese Worte auf die Reichen gemünzt seien, welche nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen könnten. Dann aber ging er zu seinem eigentlichen Thema über: „Wenn ich einige Seitensprünge (!) machen werde, so wird man am Ende schon einsehen, warum es geschehen ist und daß ich dazu Ursache hatte. Kann man zweien Herren dienen? Man kann, wenn sie keine sich entgegengesetzten Befehle geben, in diesem Falle muß man selbst einem heidnischen Fürsten gehorchen. Wenn er aber befehlen würde, man solle die Säule des Götzenbildes ehren, welches die Kirche verbietet, so kann man nicht gehorsamen, so kann man nicht dem Fürsten und der Kirche zugleich dienen. Vor allem muß das Aergernis der Kleinen vermieden werden. Unsere Neuerer, die sich in das Predigtamt mischen, nehmen darauf keine Rücksicht. Sie wollen nur immer aufklären; alles soll so sanft und zierlich sein; mit einem Worte: sie wollen aus uns Predigern gute Komödianten machen. Sie wollen auch nicht, daß der Prediger bisweilen mit Heftigkeit spricht; und hat nicht der Apostel Paulus dazu Anweisung gegeben und selbst Strafpredigten gehalten? Diesen Herren und der Vorschrift des Apostels kann man nicht zugleich dienen. Ich muß hier, da ich aus Ursachen, die den meisten bekannt sind, das Predigtamt auf einige Zeit niederlegen werde, mich gegen ungegründete Beschuldigungen verwahren. Die Herren Predigtkritiker haben unlängst wieder auf mich angespielt. Einer aus ihnen,[1]) einer von dieser gelehrten Gesellschaft hat jüngst in seinen Blättern geschrieben: Der Canonicus Mazzioli, Pfarrer im Bürgerspital,

[1]) Gemeint ist Rautenstrauch.

hat gar kein Geheimnis daraus gemacht, daß er wider dieses Institut und wider die vom Monarchen ertheilte Preßfreiheit öffentlich predigen wolle und hat sogar die Zuhörer selbst eingeladen. Ob ich zu dieser Predigt die Zuhörer selbst eingeladen, das weiß ich eben nicht, es ist sonst meine Gewohnheit nicht. Aber wenn es nun auch so wäre, gehört dies zur Kritik? Was thut es zur Sache, ob Einer, der da predigt, Caplan dieses oder jenes Pfarrers sei? Oder des Tags zuvor Wein getrunken hat? Oder beim Glockenläuten sich zu Tische setzt? Oder in diesen und jenen Häusern bekannt ist? Sind das Dinge, die zur Kirche gehören? Daß ich wider das sogenannte Institut der Predigtkritiker geredet, das habe ich für meine Pflicht gehalten. Aber er sagt, ich habe zugleich wider die vom Monarchen ertheilte Preßfreiheit öffentlich gepredigt. (Mit beißendem Tone:) Bube! Bube! Du lügst! würde ich sagen, wenn es ein unmündiger Knabe wäre. Der Unterricht, in welchem ich dieses gesagt haben soll, ist gedruckt. Ich sagte: Eine Freiheit wider die Ehre seines Nebenmenschen, wider den guten Namen der Priester der Kirche in die katholische und unkatholische Welt hineinzuschreien, den Gesalbten des Herrn Laster, Schandthaten, Ungelehrsamkeit, Verletzungen der Majestät (damit nur alle wider uns aufgebracht werden) muthwillig andichten und zum Drucke befördern — eine Freiheit, die die Kirche kränket, die Religion herabsetzet, den Glauben verdächtigt, die Gläubigen irre macht — eine Freiheit, die Aergernis bei denen, die mit uns und nicht mit uns sind, sonderbar bei den Kleinen zum Nachtheile ihrer Seelen anzettelt — eine Freiheit, die das natürliche Recht, welches man in Ansehung eines guten Namens hat, so schändlich kränket — eine solche Freiheit (sagt mir der Glaube) kann nicht einmal Gott geben. Mein Verleumder merke sich diesen Vernunftschluß: Eine solche Freiheit (von der ich eben gesprochen), eine Freiheit wider die Ehre des Nebenmenschen, wider die Priester der Kirche, zum Nachtheile des Glaubens und der Gläubigen, die das natürliche

Recht so schändlich kränket (sagte ich), kann nicht einmal Gott geben — mein Vordersatz; der Monarch hat diese Freiheit nicht gegeben — mein Untersatz; ich habe folglich weder wider den Monarchen, noch wider die ertheilte Schreibfreiheit geredet. Wenn sie nicht ablassen werden, mich ferner zu verleumden, wenn einer aus ihnen sich noch einmal unterfangen wird, mich einer solchen Widersetzlichkeit zu beschuldigen, so werde ich thun, was einst Paulus that: Caesarem appello! Ich berufe mich auf den Kaiser und werde bei seinem Throne Gerechtigkeit suchen, werde sie nur darum suchen, weil man mir künftig nicht mehr glauben würde . . ."

Rautenstrauch hat uns in seiner drastischen Weise die Situation geschildert, in der er sich beim Anhören dieser Predigt befand. Er war nämlich selbst anwesend: „Ich muß gestehen", sagt er „daß mein Erstaunen nicht so groß war, als man etwa denkt, weil ich schon zuvor durch eine freundschaftliche Warnung darauf vorbereitet worden. Wenn ich bei Anhörung seiner Predigt in Verlegenheit war, so war ich es nur seinetwegen. Sein Hadern, sein Toben, sein Grimm, seine mit aufgestrecktem Aermel wiederholten Faustschläge auf die Kanzel, sein bald lärmender, bald sanfter, bald höhnischer Ton, alles das schreckte mich nicht; Alle, die mich kennen und dabei waren, werden mir das Zeugnis geben, daß ich mir meiner gegenwärtig bleibe. Ich sah mit unverwandtem Blick auf den Eiferer und hörte ihm so aufmerksam zu, als das älteste Mütterchen seines Pfarrsprengels. Mein Gemüthe war ebenso ruhig, als das seinige brausend. Ich war vielleicht in meinem Leben nie gelassener als in dieser Stunde, so wie er vielleicht nie mehr mit sich selbst zufrieden war, als damals — wer sich ein wenig auf Physiognomik versteht, wird mir beipflichten. Ich fürchtete von Seite der Zuhörer keine Mißhandlung, das Publicum ist gut; dennoch gut, wenn es auch viel Schwache und Irrgeführte darunter gibt. Auch unsere Gesetze sind gut, und ich werde noch öfter Zuhörer des Herrn Mazzioli sein; — das hoffe ich wenigstens,

weil solche Vorgänge hier nicht so streng, als anderwärts, wie z. B. in Laibach, geahndet werden."

Es war wohl nur billig, daß Rautenstrauch das unerhörte Vorgehen Mazzioli's nicht unbesprochen ließ. An Ort und Stelle seinem Angreifer Rede und Antwort zu stehen, war ihm nicht möglich, daher muß eine Broschüre [1]) ihm Zuflucht bieten. Strenges Gericht übte er in derselben an der Predigt Mazzioli's, der die Kirche zur politischen Tretmühle herabgewürdigt hatte. Es gehe nicht an, eine Privatsache zur Sache der Gemeinde, zur Sache Gottes zu machen. Und in welch' abstoßender Weise sei dies geschehen! Aus dem Munde eines Priesters seien Worte bittersten, unversöhnlichen Hasses gekommen; aus dem Munde eines Mannes, der berufen sei, auf den jungen Clerus einzuwirken. Das aber, was Mazzioli gepredigt, qualificire sich als nackter Hochverrath. Wie komme ein Priester in Oesterreich, dessen Fürst der defensor religionis sei, dazu, davon zu sprechen, daß der Augenblick kommen könnte, wo er zwischen den zwei Herren, Kaiser und Papst, zu wählen hätte — dies alles natürlich in jesuitischer Weise verkleidet durch die Exemplificirung an einem heidnischen Fürsten. Mit Recht sieht Rautenstrauch das Postulat an einen Priester darin, ein Priester der Milde zu sein; nicht darin vermag er dessen Aufgabe zu erblicken, die Gegensätze zu verschärfen, Stand gegen Stand, Glaubensgenossenschaft gegen Glaubensgenossenschaft zu hetzen.

Uebergehend auf die Widerlegung der Invectiven, mit welchen Mazzioli Rautenstrauch selbst beehrte, spricht der letztere zunächst mit Entrüstung von dem frivolen Tone, den der Priester auf der Kanzel angeschlagen, wo er unter Anderm den Ausspruch that, er werde Seitensprünge machen. „Macht man auf der Kanzel Seitensprünge?" fragt Rautenstrauch begründetermaßen. Seine Behauptung,

[1]) „Ueber das Betragen des Herrn Mazzioli, Canonicus und Pfarrer im Bürgerspital, Sonntags, den 25. August 1782. Von Rautenstrauch — Wien 1782."

daß Mazzioli das Publicum selbst eingeladen, sei vollauf bestätigt durch dessen Redewendung; und wenn der Canonicus fragt, ob denn etwas Kritisches darin liege, so antworte ihm Rautenstrauch, daß ein solches Vorgehen unanständig sei. Und in der That ist ja eine Predigt keine Theatervorstellung. Des Guten zu viel thut jedenfalls Rautenstrauch mit seiner Logik, mit der er nachweisen will, daß Mazzioli wider die vom Kaiser gegebene Preßfreiheit gepredigt, indem er gegen das Institut der Predigtkritiker losgezogen. Er schreibt nämlich: „Man höre mich! Er hat Zuhörer zu seiner Predigt vom 12. Mai selbst eingeladen, mit dem Beisatze, daß er wider das Institut der Predigtkritiker predigen wolle; dieses Institut gründet sich einzig und allein auf die vom Monarchen ertheilte Preßfreiheit; er hat dagegen gepredigt . . . . hat also wider kein Hirngespinnst, sondern wider die vom Monarchen ertheilte Preßfreiheit gepredigt!“ Auf Grund dieser These wäre jede Kritik ausgeschlossen. Auf Grund dieser These müßte jedes Schunderzeugnis, welches kraft der vom Monarchen ertheilten Preßfreiheit entstünde, sacrosanct sein, als mit der Wohlthat des kaiserlichen Schutzes umgeben. Richtig ist allerdings, was Rautenstrauch behauptet, daß den Mazzioli und Genossen die Preßfreiheit ein Dorn im Auge gewesen; richtig ist, daß die Geistlichkeit bei allen Angriffen es hauptsächlich auf die Krone abgesehen hatte, gegen die sie in den Tagen Josefs II. einen förmlichen Vernichtungskrieg führte. Und ist nicht der Satz: „Eine solche Freiheit . . .“ im verdächtigen Causalnexus zum Kaiser gehalten? ist er nicht das schlagendste Beispiel jener jesuitischen Rhetorik, dem Gegner etwas zu supponiren, was ihm ganz ferne liegt, um dann auf ihn losschlagen zu können?

Zum Schlusse richtet Rautenstrauch einen feierlichen Appell — ein Aufschrei des patriotischen Schmerzes — an die Vorgesetzten, Mazzioli zu entsetzen; aber ohne Erfolg. Rautenstrauch hatte den Mazzioli aufgefordert, ihn beim Kaiser zu verklagen; Mazzioli that es „und bei der Stadthauptmannschaft in Wien

hatten Rautenstrauch und Mazzioli einen Vorstand.“ [1]) Das Ende dieser Fehde war, daß Mazzioli sachfällig und aus der Liste der Candidaten für die neuerrichteten Pfarreien ausgestrichen wurde.

Mazzioli's Vorgehen rief noch andere Schriften hervor, z. B. „An Herrn Canonicus Mazzioli von einem seiner Pfarrkinder. Herausgegeben von Strauß, Wien 1782“: „Das war kein Priester; es war ein Mann, der seinen Gegner Bube und unverschämter Lügner nannte. Wie zitterte meine Seele dabei! Wie heißt es doch? Mein Haus ist ein Bethaus! Ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht;“ ferner „Mazzioli und die Predigtkritiker“ oder „Gespräch eines alterlebten Bürgers mit einem Predigtkritiker vor dem Hauptthore der Bürgerspitalpfarrkirche. Herausgegeben von M. Wild. — Wien 1782;“ endlich selbstverständlich eine Schrift von P. Fast, die Rautenstrauch beantwortet mit „Rautenstrauch's Abschied von Herrn P. Patritius Fast. — Wien 1782.“ Dagegen: „Ein Lied auf den Abschied des Herrn Rautenstrauch von Patritius Fast, Curaten, gesungen von Reimer.“ [2])

In Rautenstrauch's „Traum von einem Hirtenbrief — Wien 1782“ wird in der Gestalt eines solchen der Geistlichkeit noch einmal die Nützlichkeit der Josephinischen Reformen vor Augen geführt, und zwar geschieht dies in schöner Sprache Darauf „Ein Traum über Rautenstrauch's Traum, der nur einige Minuten gedauert hat, von Josef Schmidt — Wien 1782.“

Der „Traum von einem Hirtenbrief“ bildet aber auch den Ausgangspunkt einer heftigen persönlichen Controverse. Es erscheint nämlich „Rautenstrauch der dreizehnte Apostel nebst einem wohlgemeinten Hirtenbriefe zur Beherzigung dieses Apostels. Herausgegeben von C. F. Buker. — Die Namen aber der zwölf Apostel sind diese: — — — — — und Judas Ischarioth, der ihn auch verrathen hat. Ev. Matth. — Wien 1783.“ Buker's

---

[1]) Rautenstrauch „Oesterreichische Biedermannschronik“ a. a. O.

[2]) Siehe „Realzeitung“ vom 21. Januar 1783, Nr. 4.

Feder, die in Gift getaucht ist, schreibt unter Anderem: „Dieser Mann (Rautenstrauch) ließ sich schon ehedem einfallen, mit den ersten Köpfen Oesterreichs seine Weisheit feilzubieten. Seine Schriften werden von den Wenigsten schmeichelhaft beurtheilt; das macht aber nichts, denn das Beste wird gewöhnlich vor die Säue geworfen. Er hat jetzt alles bei Seite gelassen und ist Apostel geworden. Ich bin ein Feind der Dummheit und der Mißbräuche, aber ein Rautenstrauch darf sich nicht zum Hofmeister des Papstes, der Bischöfe, der Geistlichen machen. Hätten seine Gegner geschwiegen, die religiösen Eisenfresser, besonders Fast — man hätte Rautenstrauch verlacht und vergessen. Aber das thaten sie nicht, und diesem Lärmschlagen verdankt Rautenstrauch sein Apostelamt. Ich behaupte, Rautenstrauch ließ seinen Kopf davon laufen, als er die Schrift „Ueber das Betragen der Bischöfe" drucken ließ; schlecht, sehr schlecht ist sein Hirtenbrief. Der Contrast ist auch zu lächerlich: Rautenstrauch, der Verfasser der „Stubenmädchen", und Rautenstrauch, der Verfasser des „Hirtenbriefes". Ich schließe mit dem Hirtenbrief an ihn: Er prüfe seine Kräfte, um sich nicht zu blamiren. Zum Autor und insbesondere Religionsautor gehört mehr, als ein wenig Witz und Hunger. Einem Manne, der stets die Religion im Munde hat, selbst aber keinen sittlichen Lebenswandel führt, wird nicht geglaubt. Wir warnen ihn vor falschen Freunden, die ihm in's Gesicht loben, hinter seinem Rücken aber hohnlachen — und so fort."

Rautenstrauch antwortet mit der „Appellation an das Publicum — Wien bei Seb. Hartl 1783": „Ich klage bei Dir wider eine schwarze Gesellschaft, die meine Ehre anzutasten, meinen guten Namen zu schädigen und meinen moralischen Charakter Dir verdächtig zu machen sucht. Ich kann wider Keinen kämpfen, weil sie unsichtbar sind und sich hinter dem Anonym Buker verstecken. Der Angreifer ist gewiß ein Exjesuit; denn einer von ihnen hat es schon vor vierzehn Tagen zu etlichen geliebten Beichtkindern gesagt, daß Rautenstrauch ehestens einen

derben Putzer bekommen würde. Ich erbiete mich, Denjenigen zu nennen, der diese Aeußerung that. Einen großen Fehler haben meine Schriften: Freimüthigkeit. Das ist aber mein Temperament. Heucheln kann ich nicht. Ich habe mich nie in irgend eine Capelle, mit aufgehobenen Händen, vom Rosenkranz umwunden, in der Absicht hingestellt, um von gewissen Augen bemerkt und deswegen gnädig angesehen zu werden. Ich habe nie in Häusern, wo Mönche Sitz und Stimme haben, Zutritt begehrt. Ich habe es nie für ein Glück angesehen, der Tochter bigotter Eltern zu gefallen. Selbst die Gunst eines Ministers würde ich vernachlässigt haben, wenn ich sie mit der mindesten Verstellung hätte erkaufen müssen. Daraus ergibt sich allerdings mit Klarheit, daß ich für Leute von der Sorte meiner Gegner zu schreiben nie die Absicht hatte, daß ihr Schimpf mir zum höchsten Lobe gereicht. Nicht meine Feinde sind es, die so schreiben, sondern Feinde der Sache, für die ich kämpfe; die Ausbrüche des Gegners sind die letzten Zuckungen des an der langsamen Abzehrung sterbenden Fanatismus; er krümmt, er sträubt, er windet sich und kann und wird bei Gott doch nie wieder in die Höhe kommen; es müßte denn Gottes Fluch auf Oesterreich fallen!"

Darauf kommt „Ueber das Betragen des Herrn Rautenstrauch's oder Replik gegen seine Appellation an das Publicum. Abermal herausgegeben von C. F. Buker. Wien 1783".

Eine satyrische Heimleuchtung erfährt die reformationsfeindliche Partei in der Schrift „Der Teufel in Wien", sowie in deren Fortsetzung „Der Teufel in den Vorstädten", nächtliche Phantasien von Salzmann (Pseudonym für Rautenstrauch). Die beiden Büchlein schildern eine Inspectionsreise, die der Teufel in Begleitung des Mephistopheles und einiger Anderer in Wien und in Wiens Vorstädten unternimmt. Ihr Absteigequartier nehmen die „Inspectoren" in dem Gewölbe, wo die Schriften Fast's verlegt werden. Ueber dem Vorlesen derselben seitens des Mephistopheles schläft der Teufel ein, und als er erwacht, begibt sich die

Gesellschaft in die k. k. Hofburg. Dortselbst erklärt Mephistopheles als Cicerone: „Hier wohnt der, dessen Anordnungen uns so drücken." Als sie an dem Gemache vorbeikommen, wo Pius VI. bei seiner Wiener Anwesenheit wohnte, sagt Lucifer: „Was für ein penetranter Geruch ist hier?" worauf Mephistopheles: „Macht, daß wir fortkommen; Geruch der Heiligkeit ist's!" In der k. k. Bibliothek wird Lucifer so unwohl, daß ihm sein Leibarzt beispringen muß. Es ist ja das Haus der Wissenschaft, wo alle möglichen Waffen gegen sein Reich geschmiedet werden. Bei der Lotterie, dieser scheußlichen Institution, grinsen sie vor Freude; beim Zeughaus haben sie nur den Wunsch, es möchte bald „losgehen"; die Hofkanzlei flößt ihnen Abscheu ein, da dort, durch den Fleiß des Monarchen angespornt, Alle fieberhaft arbeiten. Mit Wehmuth gedenken sie der schönen Zeit, da die Klöster so bevölkert waren, mit Haß der Normalschule; aus ihr werden ja dereinst aufgeklärte Männer, ihre größten Feinde, hervorgehen. Lucifer, wenn er auch noch nicht völlig muthlos geworden, sieht immerhin ein, daß Josefs Reformen ihm unermeßlichen Schaden zugefügt haben.[1])

---

[1]) Es werden Rautenstrauch auch noch folgende Schriften zugeschrieben (s. Wurzbach): „Das Jesuitengift, wie es unter Clemens XIII. entdeckt, unter Clemens XIV. unterdrückt wurde und unter Pius VI. noch fortschleicht, oder der Jesuit in fünferlei Gestalten. (Philadelphia 1748)"; ferner „Widerlegung der in Prag erschienenen Schmähschrift: Ueber die Unnütz- und Schädlichkeit der Juden im Königreiche Böhmen und Mähren (Wien 1782)"; „Beiträge zur Geschichte der Capuciner in Wien (Cöln 1783)"; endlich „Die Verbannung der Jesuiten aus China (Constantinopel 1785)". Inwieferne es nun berechtigt erscheint, Rautenstrauch als Verfasser obengenannter Aufsätze zu vermuthen, vermag ich nicht zu sagen, da es mir trotz eifriger Nachforschung nicht möglich war, diese Schriften aufzufinden.

VI. Rautenstrauch's culturhistorische Schriften.

Der literarische Aufschwung in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts wird gekennzeichnet durch eine Reihe vornehmer Zeitschriften, in Deutschland unter Anderem durch die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" von Nicolai und Mendelssohn, durch die „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" von Chr. Fel. Weiße, durch die „Frankfurter Gelehrten-Zeitung", die „Halle'sche Gelehrte-Zeitung", die „Briefe, die neueste Literatur betreffend" von Lessing, Mendelssohn und Nicolai, die „Königsberger Zeitung", die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" von Nicolai, durch Wieland's „Deutschen Mercur" und das „Deutsche Museum", durch „Die Bibliothek der schönen Wissenschaften" von Theod. Enslin; in Oesterreich vorzugsweise durch die „Oesterreichische Bibliothek", „Sattler's Philosophische Bibliothek", durch den „Oesterreichischen Gelehrten Anzeiger", die „Welt" und die Sonnenfels'schen Schriften. Die Preßfreiheit in Oesterreich begünstigt solche Bestrebungen. Aber die Sturmwelle des Reformationszeitalters spült auch Minderwerthiges die schwere Menge an den Strand. Und wieder ist es auch

Rautenstrauch, der uns ein gelungenes Situationsbild entwirft. Er dichtet [1]):

Um jener kritisch gelehrten Zeit
Mit der allerrichtigsten Wahrheit
Für die Zukunft ein Denkmal zu stiften,
Könnt' ich sagen: Der Herr schlug sie mit Wochenschriften!
Nun war es freilich ganz natürlich,
Daß bei dieser papiernen Epoche auch mich
Der unwiderstehliche Kitzel mußte stechen,
Gleichfalls ein paar Worte darein zu sprechen.
Der „Zeigefinger", traurigen Andenkens, war der erste, dann
Fieng „Tastenfick" und „Theaterchronik" an.
Jetzt kam der „Müssiggänger", der „Bürger", und
Nun machte ich meine unmaßgeblichen Meinungen kund.
Bald darauf erschien der „hungrige Gelehrte",
Der öffentlich ein Almosen begehrte.
Dann folgte der „Kässtecher", und nachher
Kam mit Numero Neun der „Ankündiger".
Noch nicht genug, jetzt — daß es dem Himmel erbarme —
Jetzt kam sogar der „Arme". —
Nun war's ein wenig still, dann kam mit großem Geschrei
Auf einmal das „Wiener Allerley".
Ihm folgt das „Handbuch zur Erziehung der Jugend"
Und predigte den Kindern Lebensart und Tugend.
Indes schrieb Einer für wenig Geld
„Alles untereinander, wie's uns einfällt",
Dachte sich in Respect zu setzen,
Wollt alles untereinander hetzen.
Dann kam auf einem alten verrosteten Dreifuß
Geritten der „dramatische Antikritikus".
Soviel im alten Jahre — und kaum ist dies angegangen,
So wurde das „Potpourri" angefangen.
Die Ankündigung war fürchterlich:
Lies' mich! (hieß es) oder ich fress' Dich!
Doch sind die Meisten nicht furchtsam gewesen,
Wurden nicht gefressen und haben's nicht gelesen.
Jetzt kam abermals ein närrisch Ding:
„Vorlesungen für den Fasching";

---

[1]) Siehe „Meinungen der Babet".

Und weil nun Keiner des Andern Aufkommen kann leiden,
So wurde eine „Sammlung besonderer Begebenheiten
Im Fasching“ gleich darauf angekündigt —
Es ging ihr aber ziemlich windigt.
Zuletzt kam mit verhängtem Zügel
Der „Till von Eulenspiegel“. —
Das sind die Producte, wodurch einige in Wien
Den Neid der Ausländer sich dachten zuzuzieh'n.
Was aber diese davon urtheilten und dachten,
Kannst Du, lieber Leser, leicht erachten.“

Die Klage über diese Schreibwuth ist allgemein. Zahlreiche Broschüren geben ihr Ausdruck, so „Briefe nach Göttingen über die neuesten Schriftsteller Wiens“, „Was sind die Wiener Schriften überhaupt?“ von J. A. von Lewenau, „Blick auf die jungen Schriftsteller Wien's“ von F. A. Reinhard, „Etwas auf Etwas“ oder „Ein Schreiben an meinen Freund für unnütze Scribenten“, „Die heutige Preßfreiheit in Wien“, „Der Esel in Megapolis oder wo man will“, ein Originaltraum. Blumauer aber schreibt:[1]) „Der Name Schriftsteller hat durch die Leute, die ihn tragen, bereits soviel von seiner ursprünglichen Würde verloren, daß er anfängt, entehrend zu werden, und wenn's noch länger fortgeht, Gefahr läuft, in Oesterreich ebenso gut ein Schimpfname zu werden, als es der Name fur bei den Römern war. Bald wird ein Autor, dem sein guter Name lieb ist, Anstand nehmen, mit Leuten dieses Gelichters ein Kleid zu tragen und in einer Gesellschaft zu erscheinen, die so übel berüchtigt ist. Er wird sich zurückziehen und dem Pfuschergesindel ein Gebiet überlassen, von dem der gebildete Mann wie von einer Jedermannsschenke spricht.“ Auch Josef II., der die Preßfreiheit gegeben, sieht sich zu herbem Tadel veranlaßt.

Die hervorragendste Zeitschrift dieser Epoche war die „Kaiserl. Königl. allergnädigst privilegirte Realzeitung der Wissenschaften, Künste und der Commercien. Herausgegeben von dem mit Aller-

---

[1]) Nach einem Citat von Brunner in den „Mysterien“.

höchster Majestät allergnädigster Freiheit errichteten Comptoir der Künste, Wissenschaften und Commercien. 1770. Gedruckt bei Josef Kurzböck."

Rautenstrauch war in den Jahren 1775—1781 Redacteur der „k. k. Realzeitung". Im Jahre 1774 war es nach Richter [1]) Klemm durch mehrere Monate; in den ersten Achtziger-Jahren Blumauer und sein Hauptmitarbeiter der Barnabitermönch Reinhold, der nachmalige Professor der Philosophie in Jena, der auch nach seiner Flucht aus Wien von Leipzig und von Weimar aus für diese Zeitschrift thätig war. Die Pränumerationsgebühr betrug für Wien jährlich vier Gulden, für Auswärtige sechs Gulden. Im Einzelverkaufe kostete jedes wöchentliche Stück sieben Kreuzer. Je ein Stück hielt 16 Seiten in Octav. Im Jahre 1772 wurde auch die Zustellung in's Haus eingeführt, wofür der Betrag von 45 Kreuzern jährlich entrichtet werden mußte. Gegen Ende des Jahres 1770 wurden die ersten Nummern dieser Wochenschrift ausgegeben und fanden reißenden Absatz. Die erste und zweite Auflage ist rasch vergriffen worden, und so groß war die Nachfrage auch vom Auslande, daß die ersten acht Stücke des Jahrganges 1770 im folgenden Jahre 1771 wiederholt nachgedruckt werden mußten. Von der Zeit ihres Entstehens bis März 1771 erschien die Zeitschrift stets am Montag einer jeden Woche und von da ab Sonnabend Nachmittags um 4 Uhr. In jener Zeit übersiedelte das Comptoir als auch die Expedition der Zeitschrift in das Baron Prandau'sche Haus auf dem Kohlmarkt. Die Zeitschrift, aus einer kaufmännischen Unternehmung hervorgehend, trug vorzugsweise den Bedürfnissen des Kaufmannes, des Industriellen und des Landwirthes Rechnung.

Man findet in ihr landesfürstliche Verordnungen, die monatlichen Getreidepreise aus sämmtlichen Erbländern, Wechselcourse, Handelsnachrichten aus Frankreich, England, Spanien, Preisfragen, die Bekanntmachung von Erfindungen (z. B. einer

---

[1]) H. M. Richter „Geistesströmungen. Berlin 1875."

Seidenmaschine in Lyon, einer Hebemaschine, eines astronomischen Quadranten, einer Universal-Sonnenuhr ohne Magnetnadel, einer Seeuhr, eines verbesserten Spinnrades), Kupferstiche, in der Regel landwirthschaftliche Maschinen darstellend (z. B. eine Maschine, ganze Bäume und Stücke sammt den Wurzeln auszureißen), wirthschaftliche Abhandlungen (z. B. „Ueber die Verfertigung des Haberbrodes", „Von den fruchtbar gemachten Viehweiden in Tirol", „Von den Eigenschaften und Nutzen des Lärchenbaumes", „Vom Seidenbaum", „Sehr gutes Futter aus den gelben Rüben zu machen"), Nachrichten von der Schaubühne, Recensionen, Verzeichnis der importirten Waaren oder von denen, die in Venedig, Livorno, Genua angekommen, Schulnachrichten (z. B. Schreiben über die hiesige hohe Schule), Originalcorrespondenzen aus Rouen, Paris, Orleans u. s. w.

Die Zeitschrift macht nicht blos in Wien Glück. Dank ihrer ausgedehnten Verbindungen erregt sie auch die Aufmerksamkeit fremder Länder. Die Gazette d'Agriculture, de Commerce, d'Arts et des Finances" in Paris, welche ihr Muster war, reproducirte ihre Artikel, bald mit, bald ohne Angabe der Quelle. Im letzteren Falle tritt die Redaction der Wiener Zeitschrift gegen dies Verfahren auf, wie auch gegenüber dem „Journal Encyclopédique" und der „Gazette des Banquiers et des Marchands." Mit der „Gazette de litteraire de Berlin" besteht sie mitunter ein kleines Gefecht. Mit dem Jahre 1774 verändert sich der Inhalt der Zeitschrift, an die Stelle der Handels- und Agriculturartikel treten kleine Romane und Novellen, meist Uebersetzungen aus dem Englischen, „um die Zeitschrift auch für das schöne Geschlecht und für die Leser unterhaltender zu machen". Z. B. „Dankbarkeit und Großmuth", eine Geschichte; „Der unedle Freund", eine moralische Erzählung; „Die Maskerade" oder „Die üblen Folgen der Eitelkeit". Die „Realzeitung" endet im Jahre 1786. Aehnliche Unternehmungen waren: „Kaiserl. königl. allergnädigst privilegirter Anzeiger aus sämmtlichen k. k. Erbländern", ferner „Kritische

Auszüge aus den neuesten Schriften der Ausländer und Deutschen".

Rautenstrauch war auch Herausgeber und Redacteur der Zeitschrift „Die Meinungen der Babet. Eine Wochenschrift. Wien 1774". Der Titel „Babet" ist nicht Original, sondern Nachahmung eines norddeutschen Unternehmens.[1]) Die Redaction Rautenstrauch's wird ohne Grund bestritten.[2])

Der erste Band der „Babet" erschien am 15. April 1774. „Durch die Meinungen will ich die Begriffe und Kenntnisse mancher Frauenzimmer erweitern und vermehren und also zu ihrer Bildung nach Möglichkeit etwas beitragen. Ich wählte politische Sachen, Literatur, das Theater und allgemeine Gegenstände zum Stoffe und fügte zur Abwechslung öfters kleine satyrische und moralische Abhandlungen bei, welche mitten aus dem Kreise der menschlichen Gesellschaft herausgenommen waren", schreibt Rautenstrauch. Eigenthümlich muß jedenfalls folgende Stelle in der Vorrede zum ersten Stücke berühren, die sich wesentlich von anderen Ankündigungen unterscheidet: „Wenn sie (die Stücke) nicht alle sind, wie sie sein sollen oder könnten, so wird mich doch die übernommene wöchentliche Lieferung einigermaßen entschuldigen — man ist nicht immer aufgelegt, zu schreiben." Wenn das die Principien sind, die bei Beginn eines Blattes maßgeben, so kann das schließliche Schicksal einer solchen Wochenschrift auch nicht zweifelhaft sein.

Außer der prosaischen Vorrede befindet sich auch eine poetische dabei. Sie lautet:

„Allen treuen, klugen Müttern,
Die sich nicht darob erbittern,
Wenn mit lehrbegier'gem Wesen
Ihre Töchter gerne lesen;

---

[1]) Nach H. M. Richter.

[2]) Ich behaupte dies mit Berufung auf den weiter unten veröffentlichten Brief Rautenstrauch's an die Redaction des „Wiener Allerley".

Die noch itzt bei grauen Haaren
Denken, daß sie Mädchen waren,
Die auch eh'mals wissen wollten,
Wie sie klüglich leben sollten;
Allen stillen, sanften Mädchen — u. s. w.
Die den Werth der Tugend kennen
Und den edlen Wunsch nur haben,
Reich zu sein an Geistesgaben,
Sei aus Pflicht und Zärtlichkeit
Diese Wochenschrift geweiht."

Bereits am 24. Juli 1774 — ein Vierteljahr nach ihrem Bestande — wendet sich R— — —ch in einer nichts weniger als hoffnungsvollen Pränumerationseinladung an seine Leser mit der Frage: „Soll sie (die Babet) auch ferner erscheinen? Ich athme viel freier, als vor drei Wochen, aber ich gestehe auch, daß ich mein Versprechen, die Erwartung meiner Leser, noch nicht erfüllt habe, wie ich wollte oder vielleicht künftig werde. Erst nach und nach muß man den Geschmack und das Wohlgefallen seiner Leser erforschen, und erst nach und nach erlangt man die Fähigkeit, sie zu befriedigen, wenn anders es wahr ist, daß ein Amt den Verstand bringt. Ich weiß nicht, welcher liebreiche Genius mir schmeichelt, daß ich meine in- und ausländischen Leser nicht nur erhalten, sondern sogar mehr bekommen werde. Was das Programm anbelangt, so bleibt es im Großen nnd Ganzen dasselbe. Nur soll in politischen Sachen mehr das ganze System zergliedert werden und weniger Rücksicht auf frische Neuigkeiten genommen werden. Und unter der Rubrik „Zugabe" (Allerlei) wird oft etwas geschildert sein, was man kaum vermuthen sollte. (Wenn der Leser hier wirklich etwas Besonderes erwartet, so täuscht er sich.) Er habe geschrieben, ohne zu beleidigen und ohne beleidigt zu werden, und er hoffe dergleichen auch fürderhin. Ja! aber noch etwas! Werde ich Abonnenten bekommen?" Man sieht, die Klage ist sehr rührend.

Am fünften October 1774 erscheint die Ankündigung des zweiten Bandes. Die Abonnenten mögen diejenigen festhalten,

die es nicht mehr werden wollen. Das Blatt soll fortbestehen, weil es schade wäre, daß unter so vielen Männerzeitungen nicht auch eine Frauenzeitung existiren könnte. Es ist jetzt eine gährende Zeit — Rautenstrauch will das Seinige dazu beitragen. Und es geht so gut, daß er bei der Autorschaft sogar etwas gewinnt!

Der zweite Band wird eingeleitet durch einen „Dialog statt der Vorrede" zwischen Babet und ihrem Freunde R— —ch. Der Letztere tröstet sein Schutzkind gegen die Angriffe, denen es in zwei Wiener Wochenschriften ausgesetzt war.

Nach einjährigem Bestande der „Babet" erscheint eine Bekanntmachung, welche deren Ende ankündigt. Diese Bekanntmachung ist versificirt. Sie enthält die schon angeführte Uebersicht über die zahllosen Wochenschriften des damaligen Zeitalters und fährt dann fort: In dieser Gesellschaft müsse er (Rautenstrauch) sich abrippeln. Er wolle damit nicht sagen, daß er mehr geleistet, als die Anderen; das zu beurtheilen, überlasse er der Kritik. Aber wenn er nicht mehr geleistet haben sollte, als Dieser oder Jener, so möchte er sich den Finger abschlagen und zeitlebens kein Wort mehr sagen. Er danke dem Publicum — „Adieu! Die Babet ist gewesen!"

Ueber dem Grabe der Armen erhebt sich ein Streit. Man lese den folgenden Brief Rautenstrauch's an den Herausgeber des „Wiener Allerlei":

„Wenn Sie auch die ‚Meinungen der Babet' in Ihrem ohnlängst verblichenen monatlichen ‚Potpourri' mit der Ihnen ganz eigenen Art von Insolenz mittels einer Kritik abgefertigt hätten: ich würde mich keinen Augenblick beleidigt gefunden haben. Aber da Sie im Beschlusse Ihrer Stoppelsammlung mit der unverschämtesten Dreistigkeit nichts Geringeres sagen, als ob ich nie studirt hätte und kein Wort Latein[1]) verstünde: so bin ich gezwungen, Sie öffentlich als einen Mann zu erklären, der die größten Unwahrheiten ohne Scheu dahin schreibt. Ich

---

[1]) Vergl. oben den Bericht Wirz'.

sage Ihnen also hier gedruckt (was Sie schon längst wissen und geflissentlich ignorirt haben), daß ich wirklicher Licentiat der Rechte bin . . . Auch darf ich öffentlich sagen, daß, wenn andere Geschäfte mich nicht verhindert hätten, die ‚Meinungen der Babet‘ fortzusetzen, ich meine Leser noch ferner würde erhalten, da Sie hingegen nach dreimonatlichem Hoffen und Harren zuletzt doch nicht mehr als achtundzwanzig Pränumeranten hatten.

Johann Rautenstrauch und bin Licentiat der Rechte."

Als interessantesten Artikel enthalten die „Meinungen" ein Referat über „Götze von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. 1773". Wir setzen es hierher:[1] „Die seltenste und wichtigste Erscheinung unserer Zeiten. Herr Goethe, Doctor juris in Frankfurt am Main, ist der Verfasser. Er nennt es ein Schauspiel: dies ist es auch, aber nur zum Lesen, und trotz der Nachricht, daß es zu Berlin aufgeführt worden, kann ich mir kaum die Möglichkeit davon vorstellen, wenigstens würde ich um das Vergnügen, es in der Vorstellung gesehen zu haben, hundert andere Ergötzlichkeiten gerne vermissen wollen. Man darf es zehnmal lesen und wird nicht satt werden, und noch dann wird man schwerlich daran denken können, daß der Verfasser sich über alle dramatischen Regeln hinweggesetzt hat.

Dieses Stück hat einen Dialog voller Natur, Auftritte voller Empfindungen, handelnde Personen voller erhabenen und gleichwohl ungekünstelten Denkungsart, und das Ganze reißt die Einbildungskraft der Leser mit sich fort, ebenso mächtig, ebenso stark als Shakespeare's Schauspiele.

Der Held des Stückes ist ein fränkischer Freiherr, ein feuriger lebhafter Patriot, welcher zur Behauptung seiner deutschen Freiheit sich allen damaligen Tyranneien und Unterdrückungen der kleinen Fürsten muthig widersetzte und eben deswegen mit seinem Nachbar, dem Bischof von Bamberg, lang-

---

[1]) Diese zeitgenössische Besprechung fehlt in dem Werke von Julius W. Braun „Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen. I. Berlin 1883".

wierige Kriege geführt hatte u. s. w. Die Geschichte und die Personen dieser Handlung sind historisch wahr und machen einen desto stärkeren Eindruck auf die Seelen der Leser. Stoff zu mehreren Schauspielen liegt in diesem Drama. Es hat allenthalben Vertheidiger und Tadler gefunden, aber jeder Tadler bemerkt nur, daß es nicht aufzuführen sei, und jedes Lob sagt, der Autor sei ein außerordentliches Genie.

Der ‚Deutsche Mercur‘ hat von allen kritischen Schriften am gründlichsten davon geurtheilet. Er nennt es ein Stück, worin alle drei Einheiten auf das Grausamste gemißhandelt werden, das weder Lust- noch Trauerspiel ist; und doch das schönste, interessanteste Monstrum, gegen welches man hundert von unseren komischen, weinerlichen Schauspielen austauschen möchte, deren Verfasser dafür sorgen, daß der Puls ihrer Leser nicht aus seinem gewöhnlichen Gange gebracht und ihre Nerven von keinem fieberhaften Anfall schaudernder Empfindungen ergriffen werden. Im nächsten Blatte werde ich durch einige Scenen dieses Stückes meinen Lesern einen Begriff vom Ganzen zu machen suchen!“ In diesem Blatte heißt es: „Wenn doch nur der Verfasser dieses Stücks den Wünschen seiner Leser und den unparteiischen Erinnerungen des ‚Deutschen Mercurs‘ Gehör gebe! Wenn er einmal etwas regelmäßig unternähme! Wenn er die Geschichte zweier Personen zum dramatischen Stoff wählte, welche ohnlängst so großes Aufsehen machten. Was könnte man von ihm nicht erwarten?“

Sehr gelungen sind Rautenstrauch's „Vorlesungen für den Fasching. Wien 1775“. In der Einleitung vernehmen wir folgende Aufklärung: „Viele unserer Autoren entstehen auf wunderliche Art: Sie lesen Bücher, verstehen das Wenigste davon, der Magen ihrer Seele kann nicht verdauen; es wird ihnen übel, sie erbrechen sich und schreiben. Dies wird dem Publicum als Speise vorgesetzt, und dies erbricht sich gleichfalls.“ Dann folgen einige Erzählungen. Die erste: „Was ist die Welt?“ Für Jeden ist sie etwas anderes,

seinem Berufe entsprechend; für den Tanzmeister ein Tanzsaal, für den Officier ein Wahlplatz. Der Schriftsteller vermeint viel Aehnlichkeit mit dem letzteren zu haben; die Buchstaben sind seine Soldaten, die Setzer in der Druckerei seine Corporals u. s. w." Ferner:

„Der Thierfasching." Der Großsultan stirbt, sein Sohn — ein junger Löwe — folgt ihm nach. Alle Vierfüßler senden eine Deputation an ihn. Diese wählt den Affen als ihren Bevollmächtigten. Derselbe vertritt ihre Sache ausgezeichnet, und der König gibt ihm das Recht, anzuordnen, was er will. Der Affe will etwas ganz Besonderes machen — einen Fasching abhalten, den er einst bei den Menschen gesehen. Er läßt sich Tinte und Feder kommen, um zu protokolliren, was jeder vorstellen soll. Der Löwe — eine Madame, der Hirsch — deren Mann, das Kameel — einen Sesselträger, das Bisamthier — einen Stutzer, der Bock — einen alten Witwer, der Igel — einen Kritiker, das Schwein, zum Dank dafür, daß es von ihm nicht verzehrt wird, einen Juden.

Dann kommt eine „Faschingsdiät". In witziger Weise werden die bekannten Mahnungen erhoben: sich nicht allzustark zu erhitzen, erhitzt nicht zu trinken, sich keinem Luftzuge auszusetzen — denn die Folgen dieser Sünden sind Schwindsucht, Schwäche und Podagra. Endlich kommt eine Geschichte „Ich und Er", welche wieder über die Schriftsteller herfällt.[1])

Nun zum Buche Rautenstrauch's „Die Frauenzimmer im neunzehnten Jahrhundert. Ein Traumgesicht. Wien 1781". Der

[1]) Im Jahre 1778 erschienen „Beiträge zur Geschichte der menschlichen Narrheit. Aus alten Papieren gesammelt. Wien 1778" (anonym), offenbar identisch mit den von vielen Lexikographen (Baader u. A.) Rautenstrauch zugeschriebenen „Beiträgen zur Geschichte der menschlichen Thorheit. Wien 1779". Doch nichts spricht dafür, daß Rautenstrauch der Verfasser sei. Der Autor des Buches ist der Meinung, es trage nichts mehr zur Beförderung der Wissenschaften und zur Verbreitung der Menschenkenntnis bei, als die Geschichte der Narrheit. Er schreibt also eine solche, indem er eine lange Reihe von Narrheiten und Narren dem Leser vorführt.

Inhalt: „Ich erwachte und auf dem Titel meiner Zeitung stand die Jahreszahl 1880. Ein ziemlicher Druckfehler! rief ich. Mein Diener lachte. Ich jagte ihn aus Wuth zur Thüre hinaus. Da kam mein Hausherr und sagte, daß wir in der That 1880 schreiben. Er führte mich zu seiner Frau und seinen Töchtern. Um sieben Uhr traf ich sie angekleidet beim Frühstück. Eine niedrige, ungekünstelte, fast männliche Frisur mit einer Seitenlocke und einem leichtgeflochtenen Zopf, sowie sie jedes Frauenzimmer ohne alle Beihilfe selber machen kann, und eine einfache amazonenmäßige Kleidung war der ganze Putz, den ich an ihnen fand. Keine Schminke, keine Koketterie. Sie verrichteten zuerst ein einfaches sinniges Gebet, das mich tief bewegte. Hierauf tranken sie einen Kaffee, halb aus levantinischen Bohnen, halb aus Gerstenkörnern, mit Zucker und echter Milch vermengt. Ich erfuhr, daß von acht zu acht Tagen die Töchter in der Besorgung des Hauswesens abwechseln. Hierauf zeigten sie mir den Bücherschrank, darin die besten Bücher standen: Lichtwer, Hagedorn, Uz, Gleim, Brüder Stolberg, Wieland, Lessing, Goethe, Ramler u. s. w. Zu meinem Erstaunen war auch die ‚Geschichte des weiblichen Glückes' in der Bibliothek aufgestellt. Den Inhalt des Buches erzählte der Hausherr, wie folgt: Im Jahre 1830 entstand eine große Conföderation der Männer. Sieben junge würdige Männer sollten heiraten, und da sie gute Freunde waren, an einem Tage. Als nun die Heiratscontracte unterzeichnet werden sollten, da fanden sich allseits deren Vettern, Muhmen, Tanten, Schwestern, Brüder und Hausfreunde ein. Jedes wollte Stimme haben, jedes seine Bedingungen stellen. Das war den jungen Leuten widerlich, und daher standen sie alle von der Heirat ab. Die Sache erregte naturgemäß großes Aufsehen; da fast alle Jünglinge in ähnlicher Lage waren, so schloßen sich ihnen die Leidensgenossen an. Andererseits beharrten die Frauen auf ihrem Eigensinn, in der Hoffnung, daß alle Jünglinge sich erweichen lassen würden. Da erschien eines Tages ein Aufruf an Deutschlands Jünglinge, der

ungefähr besagte: ‚Drei Hauptstufen hat das menschliche Leben: Geborenwerden, Heiraten und Sterben! Das Erste und Dritte geschieht ohne unseren Willen; nur bei der Verehelichung kommt es auf denselben an. Alle Mühe, Sorge und alles Streben unserer Jugend concentrirt sich in dem einen Gedanken: unser Glück durch eine Gattin zu krönen. Nicht drei von tausend Ehebündnissen fallen aber glücklich aus. Und die Ursache davon? Unsere Gefälligkeit gegen das weibliche Geschlecht! Als Liebhaber sind wir Sclaven, die jeden Wunsch des Mädchens realisiren müssen — das gehört zur feinen Lebensart — ebenso in den Flitterwochen; wenn nach denselben der Mann nicht zu jedem Wunsche Ja! sagt, so ist er ein Barbar, Geizhals und Wütherich. Er ist vor die Wahl gestellt, entweder alle Wünsche zu erfüllen, oder fortwährend Uneinigkeit in seinem Hause zu haben. Welch' entsetzlicher Gedanke! Das Weib, berufen, dem Manne die wenigen freien Stunden zu versüßen, ist seine Quälerin! Warum? Weil er ihrer schrankenlosen Eitelkeit Zügel anlegen will, um ein ehrlicher Mann bleiben zu können. Dazu denke man sich noch die Koketterie des Weibes. Deutsche Jünglinge! Ihr könnt das nur dadurch ändern, daß Ihr trachtet, Eitelkeit und Eroberungssucht auf ewig zu verbannen. Meidet das Weibliche so lange, bis die Weiber sind, was sie waren: liebenswürdige und unverfälschte Gegenstände, die unserer ganzen Verehrung werth sind, bis sie reich an Sanftmuth, Bescheidenheit und Geduld werden. Lasset uns Hand anlegen an das große Werk. Nur kurze Zeit bändigt Eure Leidenschaften, und unaussprechliches Vergnügen wird Euch zu Theil werden. Sollte aber einer vor dieser Hauptveränderung ein Mädchen liebkosen, so sei er gebrandmarkt als Auswürfling unseres Geschlechtes, als Schandfleck des Vaterlandes. Ist aber der Hauptzweck erreicht, so ergebt Euch ihnen mit ganzer Seele und überzeugt sie, daß es nur eine Quelle echter und reinster Freuden gibt: das Glück der Liebe eines zärtlichen, treuen Ehepaares.‘

Die Wirkung dieses Aufrufes war ungeheuer. Binnen wenigen Wochen waren alle Mädchen ohne Liebhaber, kein einziger Jüngling war in weiblicher Gesellschaft anzutreffen. Anfangs war ein höhnisches, boshaftes Lächeln des schwachen Geschlechtes der ganze Reflex dieser Thatsache. Als aber schon nahezu zwei Jahre vergangen waren, und schon alle Zeitungen bestätigten, daß die Jünglinge fremder Nationen dem Beispiel der Deutschen gefolgt und eine gleiche Reformation angestrebt hätten, als ohne Männer keine Ergötzungen, keine Unterhaltungen zu denken waren; als manches Mädchen fürchtete, jene Jahre zu erreichen, in welchen es angenommener Meinung nach eine Schande war, noch ledig zu sein, da geschah seitens der Mädchen eine große Wandlung. Auch sie erließen nun einen Aufruf im Jahre 1832: ‚An die Mädchen Deutschlands! Bald sind es zwei Jahre, daß die Männer Deutschlands den Entschluß faßten, der ihnen zu Ehre gereicht. Eine Schande aber ist es, daß wir so lange Zeit brauchten, um unser Unrecht einzusehen. Was haben denn die Männer verlangt? Wir sollen sanft, bescheiden, genügsam und treu sein! Ist dies Verlangen unbillig? Wahrheit bleibt immer Wahrheit! Die Männer hatten Ursache, sich über uns zu beklagen. Wenn ein Mann Fehler hat, so wird ihm das Weib dieselben durch ein vernünftiges, sanftmüthiges Betragen abgewöhnen; bei den Mädchen aber ist das unmöglich. Sollte es so schwer sein, Eigensinn und Eitelkeit abzulegen? Wir Endesgefertigten wollen nun den Anfang machen durch die Erklärung, daß wir aus freiem Antriebe uns von allen diesen Fehlern befreien wollen. Wir hoffen, daß es von nun ab kein Mädchen geben werde, welches sich schämte, zu gestehen: Fort mit dem Eigensinn! Fort mit der Eitelkeit! Wir müssen jedoch den Männern vor Allem zeigen, daß unsere Besserung keine Heuchelei. Dies können wir dadurch am sichersten, daß wir ihnen Beweise unserer Liebe geben und ihnen nicht nur treu sind, sondern ihnen auch nicht einmal zu denken geben, daß wir ihnen untreu sein könnten. Fürchtet also nicht,

Jünglinge Deutschlands, daß Ihr Euch nochmals werdet über uns beklagen müssen. Kommt zu Euren verlassenen Geliebten! Sie werden Euch mit offenen Armen empfangen.' Mein Hauswirth erklärte mir die Sache noch näher. Er sagte: Nicht auf den Mangel der Natur kommt es bei dem Mädchen an, sondern auf dessen Betragen, auf dessen tadellose Aufführung. Heutzutage geräth man nicht außer Rand und Band, wenn man einen Mann sieht, noch setzt man sich in den Kopf, just einen Hofrath zu heiraten.

Die Mädchen sind gefällig, ohne mannsüchtig zu sein; sie sind ernsthaft, ohne spröde zu thun, sie fliehen die Männer nicht, laufen ihnen aber auch nicht nach. Die Weiber als Gattinnen sind treu. Sie nehmen in Abwesenheit des Gatten keinen Besuch eines Mannes an, mengen sich nicht in die Geschäfte ihres Gemahls, sie studieren den Charakter ihrer Männer. Die Männer sind aber auch insgesammt treu. Die Weiber als Mütter stillen die Kinder selbst. Je mehr Kinder sie zur Welt bringen, desto größer ist ihr Werth, und der Staat selbst muß die geringste Mutter mehr schätzen und ehren, als die fruchtlose Gemahlin eines großen Herrn. Es gibt keine Frau Rath, keine Frau Doctor. Dieser falsche Schein ist von unserem Jahrhundert genommen. Die Kinder werden als höchstes Glück betrachtet. Hat der neue Weltbürger das Licht der Welt erblickt, so werden nebst der Muttermilch (nicht unzüchtiger Säugammenmilch), nur solche Nahrungsmittel für ihn gewählt, die ihn stärken und zum kraftvollen Menschen machen. Die Kinder sind der Thon, der alle Formen annimmt. Wer sie vernachlässigt, versündigt sich an Gott, dem Staate und an den Kindern selbst. Die Erziehung soll so geschehen, daß der Willen der Mädchen durchaus gebrochen, die Wünsche der Knaben nur erschwert werden. Ein Mädchen muß Ungerechtigkeiten in bester Form ertragen, ein Knabe sie rächen lernen. Die Kinder werden nicht verzärtelt. Es gibt keine Muttersöhnchen und keine Vatersöhnchen, die immer am schlechtesten gerathen.

Wir bringen den Mädchen, fuhr der Hausherr fort, geläuterte Begriffe von der Religion bei; wir machen sie weder allzufrei, noch allzu bigott — weder zu Bet- noch zu Buhlschwestern. Wir sagen den Mädchen frühe, wozu sie auf der Welt sind, verbinden aber diesen Unterricht mit edlen Begriffen von der Tugend und predigen ihnen Abscheu gegen alles das ein, was der Wohlanständigkeit zuwiderläuft. Ordnung, Reinlichkeit, Mäßigkeit, Nüchternheit, Sparsamkeit werden von unseren Töchtern stets hoch gehalten. Sie sind gute Köchinnen, gute Näherinnen, vergessen dabei Musik und Tanz nicht. Haben sie das heiratsfähige Alter erreicht, so wenden die Mütter alle Aufmerksamkeit an, sie zu edlen Weibern zu machen. Wir lassen sie mit Jünglingen verkehren, aber nur mit edlen. Wir schildern ihnen den Verführer, und das Elend, das er ihnen bereiten würde. Es ist das innigste Vergnügen für uns, daß — wenn die Stunde des Schicksals schlägt — wir unsere Tochter rein und unbefleckt in die Arme eines edlen jungen Mannes führen können. Unsere Mädchen sprechen deutsch, französisch, italienisch, auch englisch, niemals aber lateinisch. Daß Witwen zweimal heiraten, ist selten, sind die Weiber sechsunddreißig, die Männer vierundvierzig Jahre alt, so thun sie es überhaupt nicht mehr. Ehedem war der Flor, den die Weiber um ihren Mann trugen, so durchsichtig, daß er füglich als ein Netz angesehen werden konnte, worin der zweite Mann gefangen werden sollte. Wenn die jungen Leute ihr Hauswesen angetreten haben, so rathen wir, aber befehlen nicht. Wir helfen ihnen, wenn sie im Unglück sind. Es wäre ein elender Trost für sie, ihnen zu sagen, daß nach unserem Tode unser ganzes Vermögen an sie kommen werde.

Ich liebte ein Mädchen, setzte der Hausherr seine Erzählung fort. Im Momente, da ich dasselbe heiraten sollte, machte mir meine zukünftige Schwiegermutter alle möglichen Schwierigkeiten. Sie erfuhr, daß meine Eltern zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Jahre gestorben — also könne ich auch nicht älter werden und würde

solchergestalt ihre Tochter frühzeitig zur Witwe machen. Sie begehrte Namen, Stand und Ruf aller Personen, mit denen ich ehemals Bekanntschaft hatte, sowie deren jetzige Lebensschicksale zu wissen; sie wollte wissen, wie oft ich seit der Geburt krank gewesen. Sie erkundigte sich, ob mir in den Jünglingsjahren gestattet wurde, allein auszugehen, und sie machte sich hundert Scrupel darob. Sie hätte gerne die Adressen jener Aerzte gehabt, die mich in Krankheiten curirt, sammt den Recepten der Arzneien, die sie mir verschrieben. Um zu wissen, wie es mit meiner Brust stehe, fragte sie, ob ich das Schwefelbad zu B— schon gebraucht und wie ich es vertragen. Mein offenes Betragen nannte sie einen üblen Humor; meine Nase dünkte ihr zu klein; meine Waden zu schlecht und so weiter! Das nun kommt heute nicht mehr vor!

Bei meinem Besuche im Kaffeehause fand ich, bemerkt Rautenstrauch, dortselbst eine Frauenzimmerzeitung, enthaltend Vorfälle, Anekdoten, biographische Schilderungen verstorbener Frauen und Mädchen. Darunter „Auszug aus dem Tagverzeichnis der verstorbenen Frau von . . .“ Sie schreibt: „Allzuoft habe ich gefühlt, was Shakespeare sagt: ‚Gebrechlichkeit, Dein Name ist Weib!‘ Unter den Männern gibt es gute, brave Leute. Aber es gibt auch noch hie und da — ich kann mir nicht helfen — Schurken, die gerade so aussehen, wie die Ehrlichen. Dank sei es meinen Grundsätzen und dem Genius der Tugend. Am 16. August 18. . habe ich einer heftigen Versuchung widerstanden, die desto gefährlicher war, weil der Bösewicht, der meiner ehelichen Treue Fallstricke legte, so verführerisch und einnehmend war, als vielleicht irgend einer auf der Welt! Wunder über Wunder!“

Ob er gut geträumt? Ob am Ende des XIX. Jahrhunderts wirklich Alles so idyllisch sich vollzieht? Armer Rautenstrauch — wir glauben, das Zeitalter der Erfüllung ist noch lange nicht gekommen. Unsere gesellschaftlichen Zustände sind ja sehr traurige. Und keine Frau Doctor soll es mehr geben, kein Mädchen, das lateinisch spricht? Könntest Du herabblicken,

o Rautenstrauch, vom hohen Olymp, Du würdest Dir sagen, daß Du schlecht prophezeit über das Ende des XIX. Jahrhunderts!

Eine fulminante Bewegung rief Rautenstrauch's Flugschrift „Ueber die Stubenmädchen in Wien. O tempora! o mores! — Wien 1781", welche mehrere Auflagen erlebte, hervor. Wer hat es sich träumen lassen — schreibt er — daß Geschöpfe, bestimmt, gewisse Gefäße, die zu heimlichen Verrichtungen gebraucht werden, ihres Inhaltes zu entledigen, Wände abzustauben, Zimmerböden zu säubern, Tische und Kästen zu „wixen" und so weiter, mit einem Worte, Dienstboten zu sein, wer hätte es gedacht, daß Creaturen solcher Art in der Hauptstadt Deutschlands einst eine solche große Rolle spielen würden, als wir jetzt täglich und stündlich sehen. Seit einigen Jahren beklagt sich Alles über die Stubenmädchen. Bürgermädchen, halbe und ganze Fräuleins und die gnädigen Frauen aller Gattungen. Diese Klagen sind berechtigt und begreiflich; denn ein anständiges Mädchen will heiraten und gewährt Nichts; ein Stubenmädchen hat nicht so hohe Wünsche und ist weniger spröde. Kein Wunder, daß unsere jungen Männer sich für die Sprödigkeit ihrer Göttinnen bei den Stubennymphen entschädigen. Nun werfe ich die Frage auf: „Wodurch sind die Stubenmädchen so reizend und so gefährlich geworden?" Ferner: „Woher kommt es, daß fast alle diese Mädchen Buhlerinnen sind?"

Die erste Frage beantwortet sich zunächst, wenn wir die Tracht dieser Mädchen in's Auge fassen. Sie ist einfach und dabei die denkbar vortheilhafteste. Dagegen irren unsere Frauen und Fräulein gewaltig, wenn sie glauben, daß die erschrecklichen Festungswerke von Fischbein, Eisendraht und Roßhaar, womit sie jetzt ihre Hüften zu verschanzen pflegen, etwas beitragen, sie zu verschönern. Sie könnten nichts Aergeres ersinnen; daher kommt es ja, daß die Männer zuletzt Alles für Blendwerk halten und sich von diesem ab- und der lieben Natur zuwenden. Dazu genommen die Reinlichkeit der Stubenmädchen im Gegensatz

zu vielen Frauen, die so nachlässig und schmutzig sind! „Ich habe einen Mann und darf Niemandem mehr gefallen!“ sagt so manche Frau und vergißt, daß es ihre Pflicht ist, ihren Mann zu reizen. „Wer mich so nicht will, soll mich auch anders nicht haben!“ spricht manches Fräulein, welches der Schlamperei ergeben ist und vergißt, daß dann Jedem der Appetit vergehen wird, auch dem, der sich für sie noch so stark interessirt. Nun denn, diese Reinheit der Stubenmädchen tadelte ich nicht, blieben sie dabei stehen. Aber das ist nicht der Fall! Auch sie kleiden sich nach der neuesten Mode. In Verbindung damit ihr natürlicher Reiz und ihre freche Koketterie lassen ihre Gefährlichkeit begreiflich erscheinen. Dazu kommt ihre Empfindsamkeit; sie lesen Romane, Gedichte und raisonniren sogar über — die „Leiden des jungen Werthers“.

Zur Beantwortung der zweiten Frage übergehend, verweise ich darauf, daß, seitdem einige Stubenmädchen gnädige Frauen geworden, die anderen gleichen Ruhm anstreben. Sie verdingen sich daher am liebsten zu jungen Männern oder alten Witwern. Von der erwähnten Einbildung befangen, müssen sie Luxus treiben. Ihr Dienstlohn reicht nicht aus. Was ist zu thun? Sie werfen sich jungen Herren und den Ehebrechern in die Arme. Ihre Hoffnungen schlagen fehl, aber die angefangene Pracht will fortgesetzt sein. Daher muß mitgenommen werden, was kömmt. Sie gelangen in Häuser, wo die Ehemänner ihren Gattinnen durch die Finger sehen und vice versa. Sie nehmen daher junge Stubenmädchen auf und versprechen, wenn sie eine Zeitlang „gut und gefällig“ waren, ihnen einen Mann zu verschaffen. Durch solche Protectoren hat schon mancher arme Teufel eine Frau und einen Dienst bekommen. Nicht Alle können naturgemäß so gut untergebracht werden. Sie wollen aber ihren Genossinnen nicht nachstehen. Kommen sie also in eine Familie, so werfen sie ihr Auge zunächst auf die Söhne des Hauses oder auf die Herren. Wie manche Frau muß sich Grobheiten gefallen lassen,

weil ihr Gatte Protector ihres Stubenmädchens ist. Auch die Liebhaber der Haustöchter bleiben nicht unangefochten. Wenigstens das einträgliche Amt des Vermittlers zwischen „ihr und ihm" lassen sie sich nicht entgehen. Auch die Liaison mit Kaufmanns-dienern verschmähen sie nicht; denn es ist doch zu verführerisch, wohlfeil oder umsonst einzukaufen. Was der Principal solcher Schwengel dazu sagt, ist freilich eine andere Frage. Die Stadt-stutzer gehen als erste auf die Stubenmädchen los, weil sie dort am meisten auszurichten vermögen. Ihre Aufgabe wird ihnen dadurch erleichtert, daß ja manches Stubenmädchen eines Grafen, eines Barons, eines „von" allgemein bekannt ist, als Mode-göttin gilt. Leichtsinnige Weiber stecken sich in die Gestalt eines Stubenmädchens; selbst Damen und Fräuleins erscheinen als solche auf den Redouten. Wie viele gehen jetzt als elegante Damen durch die Stadt, die nichts als Exstubenmädchen sind. Sie haben junge Praktikantinnen im Stubenmädchen-Habit bei sich, die man für ihre Dienstboten hält, welche aber keine andere Function haben, als vorübergehenden Mannspersonen einen Wink zu geben, daß ihre scheinbare Gebieterin ein Wildpret für sie ist.

Man wird mir Recht geben, wenn ich sage, daß diese Zu-stände, sollten sie noch lange andauern, von den verderblichsten Folgen begleitet sein müssen. Und darum schlage ich vor: Man jage die schlechten Dienstboten hinaus; man nehme nur solche in den Dienst, die versprechen, sich so zu betragen, wie es ihnen vorgeschrieben wird; man dulde absolut nicht, daß sie sich nach der Mode kleiden; man führe so freche Personen direct zur Kirchenthüre hinaus; man drohe ihnen mit der Obrigkeit, wenn sie sich an die Haussöhne machen oder wenn sie bei den Haus-fräuleins Kupplerdienste versehen wollen; man lasse ihnen keine Zeit zum Herumvagiren und gestatte nicht, daß sie von Manns-personen Visiten empfangen. Sollte diese private Abhilfe nichts fruchten, so müßte eine entsprechende Polizeiverordnung geschaffen werden, damit, durch das schlechte Beispiel angezogen, nicht auch

andere Dienstboten (Köchinnen, Küchenmenscher und Mistweiber) ebenfalls zu kokettiren anfingen. Was würden auf diese Art unsere gnädigen Frauen und Fräuleins vor jenen voraus haben?

Die Schrift traf und trifft ja in Vielem den Nagel auf den Kopf, enthält aber auch eine Menge Uebertriebenheiten. Ein fast brutaler Haß spricht aus jedem Worte, ein Haß, der so weit geht, nach Polizei zu rufen. Ein Sturm der Entrüstung entsteht darob unter den Angegriffenen und macht sich in heftiger Weise Luft.

Zunächst im „Spennadelstich eines Stubenmädchens". Die Verfasserin kann sich die Wuth Rautenstrauch's nur dadurch erklären, daß zwei oder drei ihrer Colleginnen auf seine Wünsche nicht eingegangen. Sie protestirt dagegen, daß die Stubenmädchen die Verführerinnen seien und erzählt zum Beweise dessen folgende Geschichte: Ich ward als Stubenmädchen bei . . . aufgenommen. Das älteste, schon mannbare Fräulein hatte sich in den Lieutenant — — — vernarrt. Aber sie hatte ihn wegen der Strenge ihrer Eltern zu Hause nie sprechen können. Da gingen wir nun einst Früh Morgens in den Augarten. Der Lieutenant vor uns. Mein Fräulein verdoppelte die Schritte und sagte, wenn wir nahe an ihn kommen würden, so würde sie schnell vorübergehen, damit er sie nicht erkenne, weil sie sehr gut bekannt wären; ich aber sollte an ihn stoßen, und wenn er's für eine Unhöflichkeit nehme, ihn fragen, ob er mich nicht kenne. Antworte er: nein, solle ich weiter sagen: So werden Sie doch mein Fräulein kennen, die da vorausgeht. Gesagt, gethan! Ich stieß an den Lieutenant. „Was gibt's?" — „Kennen Sie mich nicht?" — „Nein!" — „Meine Fräul'n auch nicht?" — „Wer ist diese?" — „Die dort vorausgeht" — und da fing mein Fräulein ein Gelächter an, daß sie sich die Arme in die Seiten stemmte, und wir sie einholen konnten. Sie schien nichts weniger als betroffen, sondern fing in einem lächelnden Tone an: „Monsieur, vergeben den Irrthum und Verwegenheit, ich hielt Sie für den Hauptmann — — ich bin recht

beschämet“. — „Ah! ich deprecire die Complimente; erlauben die Fräul'n, daß ich die Stelle des Hauptmanns vertreten darf?“ „Wenn Sie nicht Langeweile fürchten — Johannel, drei Schritte zurück.“ Schon hingen sie Arm in Arm und gingen wie ein paar verjährte Liebhaber in trauten Discursen fort“.

Ferner protestirt „Ein Wiener Stubenmädchen an ihren Gesetzgeber, vormaligen Herrn“. Es ist unbillig, ein Mädchen zuerst zu verderben, dann hinauszujagen. Mit ganz kurzen Joppen, die nicht ganz bis an die Knie gehen, würden sie sich verkühlen.

„Ein Stubenmädchen als Strafpredigerin des Autors über die Stubenmädchen in Wien“ wählt als Motto: „O Autorsucht! o Tollsinn! Lateinisch kann ich nicht, etwas böhmisch und französisch. Aber das verstünden Sie vielleicht wieder nicht“. Am Titelblatte befindet sich eine Vignette, welche einen Herrn darstellt, [1]) der ein Stubenmädchen anspricht, von ihr aber mit den Worten abgewiesen wird: „Herr, nicht so unverschämt!“ Die Verfasserin sagt: Ausdrücke, wie Creaturen, Stubenhexen gebraucht man nicht. Man spricht nicht so allgemein verächtlich von einer Gattung Menschen, von welcher viele eine gute Erziehung zwar unglücklichen, aber standesgemäßen Eltern zu danken haben, die Kinder rechtschaffner Leute sind. Unterschrieben sind diese Zeilen: Victoria, Stubenmädchen bei der Gräfin Fragsselber.

„Die Schutzschrift der gekränkten Stubenmädchen“ (Audiatur et altera pars) ist die beste von allen und erörtert die „Frage“ in ruhigster Weise. Der Verfasser nennt Rautenstrauch einen „rühmlichst bekannten Schriftsteller Oesterreichs“. Er glaubt, ein Werk der Barmherzigkeit zu thun, wenn er sich der Schuldlosen annimmt. Die Dienstmädchen können sich nicht vertheidigen — ihre Vertheidiger, die Stutzer, noch weniger, weil sie die Köpfe leer haben. Der Verfasser läßt jeder der Parteien ihr Recht werden und wirft zum Schlusse die Frage auf: Warum sollen die

---

[1]) Rautenstrauch?

Stubenmädchen dicke, undurchsichtige Halstücher tragen, welche vorne sehr knapp zugeheftet sind? Müssen denn die Stutzer und Consorten nach allen Busen schielen? Müssen sie denn in jeden Apfel beißen, den sie sehen? Muß es denn genascht sein?

Es kommt dann noch ein „Schreiben des schönsten Stubenmädchens in Wien bei dem Herrn von . . . . An den Verfasser der gottlosen Schrift über die Stubenmädchen in Wien". Dieses schönste Stubenmädchen ist aber sehr unappetitlich. Es erscheinen ferner: „Die Bürgermädchen", „Ueber die Halbfräulein, Kammerjungfern, Stadtstutzer und dergleichen in Wien", „Das Porträt der Mädchen in Wien". Neben den Stubenmädchen standen auch die Kaufmannsdiener lange Zeit im Mittelpunkte einer Erörterung.

Noch eine dritte Schrift Rautenstrauch's beschäftigt sich mit dem weiblichen Geschlechte. Es sind die „Betrachtungen über die Aufhebung der Eheverlöbnisse." [1])

Diese Schrift verfolgt den Zweck, „den bekümmerten Schönen den Sinn und die Absicht dieser so sehr beseufzten Verfügung (betreffend die Aufhebung der Eheverlöbnisse) durch einige kurze Betrachtungen darüber begreiflich zu machen und sie zu überführen, daß sie mehr dabei gewinnen als verlieren und folglich nicht die mindeste Ursache zu Klagen haben". Es bewege Rautenstrauch dazu der Brief einer gewissen Leonora von G., welche in einer Zuschrift an ihn die Hoffnung ausspricht, „daß der Verfasser des Buches ‚Die Frauenzimmer im neunzehnten Jahrhundert' nicht zu jenen Männern unserer Zeit gehöre, die über dieses neue Gesetz nur deswegen frohlocken, weil sie von ihren feierlichsten Verheißungen dadurch losgesprochen werden". Rautenstrauch gibt in seiner Broschüre zunächst einen historischen Ueberblick über die Eheverlöbnisse, ausgehend von den römischen sponsalia de futuro und sponsalia de praesenti: Unter den ersteren verstand man

---

[1]) „Betrachtungen über die Aufhebung der Eheverlöbnisse. Von Rautenstrauch. — Quia mandarum lucerna est, & lex lux — — Lib. Proverb. Cap. VI. 23. — Wien 1782".

ein Versprechen künftiger Verbindung mit den Worten: Ich will oder ich werde Dich nehmen! Die zweite Form war ein Versprechen der wirklichen Ehe mit den Worten: Ich nehme Dich! Ein solches Versprechen wurde gleich erachtet einer wirklichen Ehe bis die Concilii Tridentini ciessio XIV. doctrina de sacramento matrimonii (can 1—12) vom 1. November 1563 bestimmte, daß die Ehe, um giltig zu sein, vor dem zuständigen Pfarrer und zwei oder drei Zeugen geschlossen werden müsse. Es erscheinen also bis zum heutigen Tage nur die sponsalia de futuro als zu Recht bestehend. Indessen „waren die Eheverlöbnisse immer nichts weiter als eine Verheißung, die aus mannigfaltigen Ursachen rechtsungiltig werden konnte — so durch den Willen beider Theile, durch die mit einer dritten Person vollzogene wirkliche Ehe, durch das Verstreichen der Zeit, welche zur Vollziehung einer Ehe bestimmt worden, durch die fleischliche Verbindung des einen Theiles mit einer dritten Person nach vollzogenem Versprechen, durch den Einspruch der Eltern, Vormünder und Verwandten, durch unvorhergesehene Vorfälle, als da sind: große Armuth, welche durch die Aeußerlichkeit verhüllt worden, so daß der andere Theil auf wohlhabende Verhältnisse schließen konnte, ekelhafte, ansteckende Krankheiten, Laster, wie Trunksucht, Spielwuth 2c.; ganz abgesehen von jener Gattung leichtsinniger junger Männer, welche Versprechungen machen, die sie gewiß nicht erfüllen können, blos um das Mädchen zu bethören". Namentlich werden an den Pranger gestellt die Praktikanten und Accessisten-Adjuncten.

Zum Beweise des Nachtheils der sponsalia de futuro apostrophirt Rautenstrauch seine Schützlinge selbst in drastischer Weise: „Wollt Ihr Beispiele haben? Seht Euch einmal um im großen Kreise der so zahlreichen Wiener Mädchen; seht, wie viele Ihr darunter erblickt, die schon runzelig zu werden beginnen und schon in den Jahren ihrer blühendsten Jugend ehelich versprochen waren. Betrachtet Jene, die jahraus, jahrein von Lieb-

habern mit oder ohne Bart umgeben sind, und doch noch immer den ‚letzten December' ledig sind!" Rautenstrauch ist also der Meinung, daß das Aufheben der Eheverlöbnisse für das schöne Geschlecht nur Vortheil bringt. Er übersieht nicht den Stachel, der darin liegt, daß ein Mann, der Jahre lang das Mädchen mit einem Eheversprechen herumgezogen und auf diese Weise um ihre schönsten Jahre gebracht, dasselbe nun von Gesetzeswegen verlassen könne; concludirt aber ganz richtig, daß ein Ehrenmann sich durch keinerlei Suspension der Eheverlöbnisse von seinem Vorhaben werde abbringen lassen, indes der, welcher eben kein Ehrenmann ist, immer einen Ausweg finden wird, um seinem Versprechen untreu zu werden.

Für Rautenstrauch steht es fest: „Euch, Ihr guten weiblichen Seelen, die Ihr zu Eurem und des gemeinen Besten Wohlfahrt heiraten, die Ihr nur einen solchen Mann wollt, der Euch um Eurer Tugend und Rechtschaffenheit willen liebt, die Ihr Willens seid, getreue Gattinnen zu werden: Euch ist dieses Gesetz zu keinem Nachtheil — sondern Euch, Ihr flatterhaften, unbeständigen Geschöpfe, die Ihr nur Weiber werden wollt, um Frauen zu sein; um eine Rubrik zu haben, worunter Ihr Alles aufschreiben könnt; Euch, denen es gleichgültig ist, ob Ihr einen Gatten habt, der Euch liebt, oder einen, der Euch verachtet; Euch, die Ihr keine von jenen Pflichten kennt, die einer Ehefrau obliegen; Euch, mit denen jeder Mann zugleich ein Dutzend Hausfreunde an den Hals bekommt, die keine andere freundschaftliche Absicht haben, als ihn zum — Aktäon zu machen; Euch allein benimmt es jene Vortheile, die Ihr nicht haben sollt."

Rautenstrauch ist sich bewußt, daß er noch ein Wort über jene bedauernswerthen Geschöpfe sprechen muß, die sich ganz einem Manne vor der Ehe hingegeben. Er unterscheidet hier zwei Kategorien — jene Mädchen, die es aus Liebe thaten. Er macht sie aufmerksam, daß ein Eheversprechen noch nicht Veranlassung sein könne, sich ganz hinzugeben. Leuten, die sich

ernstlich verehelichen wollen, sei der Genuß der Liebe gewiß. In die zweite Kategorie werden jene Mädchen gestellt, die — damit sie in die Ehe kommen — einen „Mann verführen“ u. s. w. u. s. w.

Mehr als hundert Jahre sind dahingegangen, seitdem diese Worte niedergeschrieben wurden. Aber uns muthet's nicht an, als wär's eine Sage aus der Vorzeit Tagen, was wir hier hören. Rautenstrauch stand der furchtbaren Fäulnis gegenüber, von welcher ein großer Theil des bürgerlichen Familienlebens ergriffen war — am Ende des XVIII. Jahrhunderts. Auch damals riefen sie: Après nous le déluge! Sie sollten Recht bekommen, denn die französische Revolution war das Strafgericht für Sodom. Und auch heute treiben die Dinge einem Ende mit Schrecken zu.

Von einigem culturhistorischen Werthe ist auch Rautenstrauch's „Nöthige Beilage zu den Briefen aus Berlin über verschiedene Paradoxe dieses Zeitalters, in neun Briefen an den Verfasser derselben und einer Nachricht an das Publicum. — Wien und Berlin 1784.“ Kurz die Geschichte dieser Beilage.

Johann Friedel, Schauspieler der Schikaneder'schen Truppe in Breslau, schrieb: „Fünfzig Briefe aus Wien verschiedenen Inhalts an einen Freund in Berlin. Leipzig und Berlin 1784.“ In diesen Briefen vertritt Friedel in höchst ungeschickter und tactloser Weise die Sache Kaiser Josefs und Oesterreichs. Er greift Friedrich den Großen in heftiger Weise an, bespricht aber auch Angelegenheiten des österreichischen Herrscherhauses in frivoler Art. Es tritt bei ihm das Bestreben zu Tage, sich bei den herrschenden Persönlichkeiten beliebt zu machen, und deshalb wird von ihm die Epoche Maria Theresiens als inferior dargestellt. Rautenstrauch betont, daß Friedel nicht als Wortführer der österreichischen Patrioten gelten könne. Die Antwort auf Friedel's Briefe bilden die „Dreizehn Briefe aus Berlin über verschiedene Paradoxe dieses Zeitalters. An den Verfasser der Briefe aus Wien an einen Freund in Berlin. —

Berlin und Wien 1784." Die nahezu vierhundert Seiten lange Schrift ist mit viel Sachkenntnis, mit Witz und Satire geschrieben. Die Regierung Josefs II. kommt in derselben sehr schlecht weg.

Gegen diese „Briefe aus Berlin" erscheinen nun zuerst „Zehn Briefe aus Oesterreich an den Verfasser der Briefe aus Berlin. Amicus Plato, sed magis amica veritas. Gedruckt an der Schlesischen Grenze. 1784." Hierauf Rautenstrauch's Schrift. Diese ist im Großen und Ganzen ein Plaidoyer zu Gunsten der Aufklärung. Im Einzelnen unterzieht sie sich der Mühe, all' den Hofklatsch, die Majestätsbeleidigungen und sonstigen persönlichen Angriffe Friedel's zu widerlegen.

Als Antwort auf die „Briefe aus Oesterreich" kommen die „Briefe aus Breslau oder Beiträge zur Erklärung der zehn Briefe aus Oesterreich. Breslau 1784."

Wir wissen schon, daß Rautenstrauch ein Vollblut-Wiener geworden war. „Die Schwachheiten der Wiener. Aus dem Manuscript eines Reisenden, herausgegeben von Arnold (Rautenstrauch). Wien und Leipzig 1784" sind ein neuer Beleg dafür.

Als Hauptzug des Charakters der Wiener nennt er: Wohlthätigkeit, Treue und Redlichkeit. Ihre Herzen sind gut, nur das Blut ist zuweilen verdorben. Die Lebensart ist der Größe der Stadt angemessen. Gleich Bäuerle, Raimund, Grillparzer singt auch Rautenstrauch dem Localpatriotismus der Wiener ein Lied. Er thut es mit den Worten: „Es gibt nur e i n Wien; so sprechen insgemein die Bürger dieser Stadt, meistens aber nur jene, die nicht weiter als bis Baden oder Gumpoldskirchen gekommen sind. Seine größte Sorge ist die Bequemlichkeit, der Wagen ist sein Element, die Wohlfahrt des Staates berechnet er nach dem Preise der steirischen Kapauner, und wenn der Grinzinger und der Ofner Wein gerathen, so ist er überzeugt, daß es nur ein Wien gibt." Mancher Fremde hat schon in Wien

essen gelernt. Noch ehe man vom Mittagessen aufsteht, wird für die „Jausen" gesorgt. (Eine „Jausen" ist in Oesterreich eben das, was man anderwärts unter dem Namen Vesperbrod versteht, nur mit dem Unterschiede, daß zehn Vesperbrode noch keine einzige Jausen ausmachen.) Gleißnerei und Bigotterie ist bei den Wienern sehr im Schwunge. Beim Herausgehen aus den Kirchen werden die hübschen Weiber oder Mädchen angeredet und nach Hause begleitet. Seit Einführung der Toleranz sieht man in Wien Christen und Juden an einer Kette die Straßen säubern. In Wien ist Alles „gnädig". Jeder, der kein Handwerk betreibt, ist ein „Herr von"; man sieht nur „gnädige Frauen". Jedes Mädchen, das einen Mantel trägt, ist ein „gnädiges Fräulein". Die Stubenmädchen haben ausschließungsweise den Namen „Mamsell" gepachtet — und folglich geht das Wort Jungfrau in der deutschen Sprache nach und nach verloren. Die Nervenschwäche herrscht in der ganzen Stadt. Die ehelichen Trennungen häufen sich. Alle Frauen und Fräuleins haben Schoßhündchen. Sobald die Nachricht von einem hohen Todesfalle sich in Wien verbreitet, werden alle schwarzen Kleider in Bereitschaft gehalten, um mit dem Hofe die Trauer anlegen zu können. Wer es nicht thut, ist ein armer Schlucker. Es herrscht große Spielsucht in Wien; in Häusern, die oft nicht tausend Gulden sichere Revenuen haben, werden an manchem Abend ein Dutzend Ducaten verspielt. Groß ist die Neugierde der Wiener. Wenn sich in Wien drei bis vier Personen auf einem Klumpen sammeln und auf einen bestimmten Ort hinstarren, so entsteht alsbald ein Auflauf von Allen, die in jener Gegend sind. Als im Jahre 1780 Reinisch hätte gehängt werden sollen, am Tage vorher aber begnadigt wurde, entstand ein großes Gemurmel, nicht weil er pardonnirt wurde, sondern weil dies nicht unter dem Galgen geschah, wo ihn Jeder hätte sehen können. Die Wiener frozzeln gerne. Besonders muß in jeder Gesellschaft Einer sein, der die Zielscheibe ihres Spottes ist. Wer in Häusern, wo er bekannt ist, gut ein-

geschrieben sein will, der muß Aller Geburtstage und Namens-tage sehr genau wissen, um ja keine Gratulation zu versäumen.

Die zweite Sammlung erzählt, daß Wien mit einer großen Zahl von Staatsläusen angefüllt sei. Sie leben von der „Industrie", d. h. sie sind Kuppler, Betrüger, Beutelschneider oder auch etwas Schlimmeres. Und man muß es den Wienern als eine Schwachheit anrechnen, daß sie sich von diesen Leuten leicht bethören lassen, weil selbe es verstehen, ihrer Eigenliebe zu schmeicheln. Eine Equipage ist das Lieblings-Steckenpferd der Wiener. Ein alter Krüppel kann damit öfters dem artigsten Jungen bei einem Mädchen den Rang ablaufen. Was willst Du mehr? spricht die Mutter, Du bekommst Wagen und Pferde, einen eigenen Bedienten u. s. w. Das Verbot des schnellen Fahrens hilft nichts. Es gibt vierhundert Stadtlehnwägen und sechshundert Fiacres. Die Fiakerknechte sind die rohesten, ungeschliffensten und abgefeimtesten Bengel. Sie überschreiten die Taxe. Die Wiener tadeln gerne, aber nicht, um zu verleumden oder zu schaden, sondern blos, um sich zu unterhalten. Die politische Kannegießerei ist in Wien zu Hause. In jedem Wiener Kaffeehaus wird das Schicksal von Europa jeden Tag mindestens dreimal entschieden. Zuerst greifen sie nach dem Todtenzettel; sie sehen, ob nicht ein Bekannter darunter; ein solcher wird durchgehechelt. Dann kommen die Briefträger. Mit wahrem Heißhunger stürzt sich Alles auf die Erlanger, Regensburger, Kölner und Frankfurter Zeitung. Und dann geht das Raisonniren in allen Tonarten los. Ein schönes Vergnügen ist das Feuerwerk Stuwer's im Prater, das um zwanzig Kreuzer Eintrittsgebühr genossen werden kann. Wenn die Frauenzimmer noch so zimperlich sind — auf die Redoute gehen sie doch. „Je mehr man sie quetscht, für desto schöner hält man sie." In Währing und Nußdorf kann man sich von der Politesse der Ehemänner gegen ihre Gattinnen überzeugen, denn dort lassen sie ihre besseren Ehehälften in der Gesellschaft der berufensten Ehestands-Adjuncten sich unterhalten.

Die feine Lebensart gebietet ja, daß der Gatte die Frau nicht in Gesellschaft führen dürfe, sondern sie einem Anderen überlassen müsse, daß die Frau gegen Mittag aufstehe und sich gegen Mitternacht niederlege, daß der Mann von der Correspondenz seiner Frau nicht wisse. Es gehört zu den Wiener Maximen: „Um Leib und Seele gut zu versorgen, muß man alle Monate beichten gehen, alle Vierteljahr zum Abführen einnehmen und jährlich wenigstens einmal zur Ader lassen.“

Die dritte Sammlung enthält unter Anderem saftige Angriffe gegen die Frauen. Es heißt ferner in derselben: „Die Wiener sind zu entnervt, um einer großen That fähig zu sein.“ Rautenstrauch läßt sich endlich noch aus über die Abbés, Straßennamen, das Armen-Institut, das Findelhaus u. s. w.

Gegen die „Schwachheiten der Wiener“ erscheint: „Schwachheiten des Uebersetzers und Herausgebers der ‚Schwachheiten der Wiener‘. Aus dem echten und unverfälschten Manuscripte eines Reisenden, erwiesen von Brenner. Wien 1784.“ Das Buch enthält nur persönliche Angriffe.

Das nunmehr zu besprechende Buch Rautenstrauch's: „Das neue Wien. Eine Fabel. Wien 1785“ ist eine prophetische Schrift. Vier Jahre nach des Verfassers Tode hat nämlich Wien wirklich die Gestalt angenommen, wie sie Rautenstrauch in seiner Broschüre vorschwebt.

Rautenstrauch erzählt: „Ich war im Jahre 1785 eingeschlafen und erwachte im Jahre 1805. Wieso ich eingeschlafen? In meinem Besitze wurden die gesammelten Schriften eines jungen, an Leib und Seele gleich holprigen und faden Autors gefunden, der unter Anderem ein paar höchst elende, zusammengeklexte Romane enthielt. Da diese Schriften auch bereits an anderen Personen ihre nachtheilige Kraft erprobt hatten, verbot die Obrigkeit das Lesen dieser Schriften, es sei denn, daß sie vorher mit Pfeffer und Salz bestrichen würden, um den Mangel des Geistes zu ersetzen. Als ich erwachte, begann mein

Freund also: Ein Vierteljahrhundert der Regierung Josefs II. ist vorüber und es beginnt zu reifen, was er gesäet. Kaiser Josef lebt noch! Und nun blicke die Stadt an. Eine Burg wirst Du zu sehen bekommen nach jenem Grundriß, der schon Karls VI. Zeiten entstammt. Sieben Jahre wurde daran gebaut und nun steht sie da in voller Größe und Herrlichkeit, des erhabenen Monarchen würdig.

Am Josefsplatz findest Du das Denkmal Josefs II., umgeben von den allegorischen Figuren der Gerechtigkeit, Wahrheit und Menschenliebe. Es gibt keine Basteien mehr. Wien ist keine Festung mehr. Man hat die Ueberzeugung gewonnen, daß die vielen und großen Vorstädte der Stadt nicht mehr erlauben, unüberwindlich sein zu wollen, daß sie von solcher Wichtigkeit und von allzugroßem Werthe sind, als daß man sie, im Falle jemals ein Feind sich ihnen nähern würde, demoliren sollte; daß es besser sein würde, dem Feinde in diesem Falle die Thore willig zu öffnen und ihm eine beträchtliche Brandschatzung aufzuerlegen. Man hat befunden, daß die Hauptstadt der Kaiserstaaten ebensowohl ohne Festungswerke bestehen könne, als die Hauptstadt Frankreichs. Es wurden also die gesammten Gräben mit den stolzen Bastionen ausgefüllt und nach einem weislich entworfenen Plan Stadt und Vorstädte vereinigt, ohne daß der Sanitätsrath die mindeste Bedenklichkeit hätte erheben können, weil man lauter breite Straßen und große herrliche Plätze anlegte. Der Wienfluß, der vorhin so wenig nützte und jährlich bei anhaltenden Regengüssen so vielen Schaden anrichtete, ist durch einen förmlichen Canal mit den erforderlichen Schleusen und Pfannen versehen, zu einem beständigen, schiffreichen Wasser gemacht worden, wodurch man einerseits dem Austreten und den Verheerungen desselben Schranken gesetzt, andererseits den unerträglichen Gestank, den er zur Sommerszeit veranlaßte, gänzlich getilgt hat. Die Hetzen wurden abgeschafft, das Lotto hat aufgehört, für die Advocaten gibt es eine Taxordnung, deren Uebertretung strenge

bestraft wird. Die Beamten haben Uniformen, damit sie nicht unnützen Aufwand treiben. Die Frauen haben kein Eigenthum u. s. w."

Genau so wie Rautenstrauch es vorhergesagt, vollzog sich die Stadterweiterung, und genau zu dem von ihm festgesetzten Zeitpunkte. Vieles aber von dem Erwähnten harrt noch der Erfüllung, ist heute noch ein frommer Wunsch. Noch besteht das von Cavour als Blödsinns-Steuer bezeichnete Lotto; noch ist der Wienfluß nicht regulirt und der Aufenthalt in seiner Nähe gerade noch so unangenehm, wie vor hundert Jahren; noch treiben die Advocaten ihr Unwesen!

Die Zustände im Buchhandel der damaligen Zeit werden grell beleuchtet in der Rautenstrauch'schen Broschüre: „Wie lange noch? Eine Patriotenfrage an die Behörde über Wucherers Skartekengroßhandel. Wien 1786." „Es ist Zeit, zu sprechen. Patriotismus und Unterthanenpflicht erfordern es von mir. Es hat sich ein Fremdling in Oesterreich eingeschlichen, der ein Auswürfling ist, der den ehrenvollen Namen eines österreichischen Staatsbürgers nicht verdient. Dieser Mann heißt Wucherer. Ich will sein Vorgehen, das dem Staate verderblich ist, entlarven. Heute nenne ich mich nicht; aber ich gelobe feierlichst, es zu thun, wenn Jemand mit offenem Namen für den Angegriffenen eintritt. Es gibt zwei Männer in Wien, welche daselbst Gegenstand allgemeiner Verachtung sind: Wucherer, ein schmutziger Buchhändler-Auswürfling, und Pfeiferl, ein staatsschädlicher katholischer Jude. Ueber den Letzteren wird nächstens ein Strafgericht niedergehen, falls die Behörden diesen Staatsblutegel nicht ausweisen; heute will ich nur über Wucherer sprechen.

Wucherer Georg Philipp kam aus Bayern nach Oesterreich, wurde zuletzt Buchhalter in einem Handlungshause, eine Thatsache, welche dessen Eigenthümer sehr bedauert haben soll; denn das Haus ging zu Grunde, Wucherer aber fand sich wohl dabei, so wohl, daß er in den Stand gesetzt wurde, den Großhandlungs-

fond auszuweisen. Er wurde also Großhändler und dann Buchhändler, zunächst allerdings — da er das Recht zum Buchhandel nicht hatte — nahm er, um den Schein aufrecht zu erhalten, Bücher in Commission, und zwar des berühmten Schwindelbuchhändlers Schmieder in Carlsruhe, der Alles stahl.

Dabei aber ließ es Wucherer nicht bewenden. Er fing an, bei dem Factor einer Druckerei Namens Weimar Verschiedenes auf seine Rechnung theils nachzudrucken, theils auflegen zu lassen und das als ausländische Commissionswaare zu verkaufen. Desgleichen in Reutlingen und Tübingen. Gleichzeitig bewarb er sich um die Buchhandlungsfreiheit, die ihm natürlich abgeschlagen wurde. Das focht ihn aber nicht an. Ja! Er ging sogar daran, sich eine eigene Buchdruckerei anzuschaffen. Das geschah so: Weimar wurde wegen des damals in Prag erschienenen Militärgesetzbuches von dem Monarchen gerufen und über Einiges befragt. Als Belohnung erhielt er vom Kaiser das Recht, sich Etwas zu erbitten. Wucherer hörte davon und überredete Weimar, um das Recht anzusuchen, in Wien eine Buchdruckerei eröffnen zu dürfen. Man lachte in ganz Wien über ihn, da man wußte, daß er kein Geld habe, bis man vernahm, daß Wucherer die ganze Sache in die Hand genommen. Die Matrizen ließ er aus dem Auslande holen, und zwar wurden sie hereingeschmuggelt. O, Monarch! Wie oft wirst Du hintergangen! Jetzt fehlte ihm nur mehr die Buchhandlungsfreiheit; er ging zum Monarchen und stellte vor, daß, wenn sie ihm verweigert würde, er gezwungen wäre, sich mit seinem Gelde außerhalb des Landes zu begeben. Darauf erhielt er das Gewünschte. Wie er sich der Gnade würdig zeigte, werden wir sehen. Sein Buchhandel ist: Nachdruck guter Werke, Selbstverlag frecher, zügelloser, empörender, hochverrätherischer Schriften zu theuren Preisen, hartnäckiges Leugnen in Ansehung aller Fälle einer Entdeckung seines Schleichhandels, Betheuerung der Unwissenheit ob des Inhaltes einer Bücher, Versendung derselben, bevor sie der Censur vor-

gelegt wurden, damit die erste Auflage bis dahin schon vergriffen sei.

Um aber gedachte Schand-Lectüre immer am Lager zu haben, mußten Wucherer entsprechende Schriftsteller zur Verfügung stehen; sein Hauptschriftsteller ist sein Vetter, der sich in Wien befindet, um beim Reichshofrathe durchzusetzen, daß er zum Syndicus der Stadt Reutlingen angenommen werde.

So sieht der Buchhandel des Herrn Wucherer aus; so druckte er die ‚Berliner Briefe‘ ab und veranstaltete eine zweite Auflage, versehen mit Noten des Verfassers des ‚Zweiundvierzigjährigen Affen‘, die zwar verboten waren, von ihm aber gleichwohl nachgedruckt wurden. Revolutionären Geist athmen auch seine ‚Unwahrscheinlichkeiten‘.

Einen armen Buchdrucker hat man mit fünfhundert Gulden Strafe belegt, weil er ohne Censur druckte. Jeden Anderen hätte man schon längst ausgewiesen. Warum thut man dies nicht mit Wucherer? Gewiß hat er einflußreiche Freunde.

Beispiellos ist die Bemerkung Wucherer's über Josef II. Dieser sei ‚ein launiger, wetterwendischer Tyrann, der die Rechte der Menschheit mit Füßen trete, der Gesetz und Gerechtigkeit verlache‘.

Und ein Mann, der solches schreibt, ist Bürger von Wien, ist k. k. priv. Groß- und Buchhändler, der sich in's Fäustchen lacht über die Großmuth des Kaisers. Das ist zu viel. Im Auslande wird man glauben, das beleidigte Rechtsgefühl unterdrückter Völker oder der Unmuth der Großen sprächen aus dieser Schrift. Nein! Ein einzelner Elender wagt es, solches hervorzubringen.

Bürgerpflicht und Patriotismus haben mich berufen, aufzutreten gegen einen Mann, der den Monarchen lästert und das Volk dadurch in seinen besten Gefühlen verletzt. Seine Sache ist res publica. Sie muß durch eine von der hohen Behörde ein-

gesetzte außerordentliche Commission untersucht werden. Wie lange noch?"

Wucherer vertheidigt sich dahin: Das erwähnte Handlungshaus — das Schwarzleithnerische — sei bereits sieben Jahre unter Administration gestanden, als er seinen Dienst, nicht als Factor, sondern als Mitinteressent antrat. Er habe das Haus in die Höhe gebracht, was sein ehemaliger Chef bestätigen würde. Herr Weimar habe beim Monarchen um eine Druckerei nicht angesucht, er besaß die Freiheit dazu schon früher; Weimar aber hätte seine Absicht allerdings mit Wucherer's Gelde verwirklichen können. Die Geschichte mit den Matrizen sei falsch; er (Wucherer) hätte keine Schriftsteller, bei denen solche verfängliche Schriften bestellt würden. Rautenstrauch bürde ihm den Nachdruck von Schriften auf, die er selbst nie gesehen. Die „Unwahrscheinlichkeiten" habe er aus Geschäftsrücksichten verlegt. Der Inhalt einer Schrift gehe die Buchhändler gar nichts an u. s. w.

Nebst dieser Vertheidigung Wucherer's selbst, erscheint: „Denkschrift für den Groß- und Buchhändler Georg Philipp Wucherer gegen das Klagelibell: ‚Wie lange noch?' Wien 1786." Hierauf noch eine Schrift des Angegriffenen: „Eine Beilage zu dem Pasquill von dem Verleumdeten. Sammt dem angehängten und mit Erläuterungen versehenen Pasquille. Wien 1786."

In den „Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in Oesterreich. Leipzig 1786" klagt Rautenstrauch wehmüthig darüber, daß die Hoffnungen in die Regierung Kaiser Josefs trügerische waren, da man an Freiheiten zurückzunehmen scheine, was man gegeben.

Schlußbemerkungen.

Ich habe eingangs meiner Ausführungen betont, daß des „Barden" Rautenstrauch Name vornehmlich verknüpft bleibt mit seinem besten Lustspiel „Der Jurist und der Bauer". Wir haben aber auch gesehen, daß Rautenstrauch auf fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens seinen Mann gestellt — wie wir wissen: nicht immer glücklich. Aber jetzt, nachdem wir ihn näher kennen, dürfen wir mit umso größerer Berechtigung behaupten, daß er nicht der Schlechtesten Einer des Josephinischen Zeitalters gewesen, daß er es verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden!

Und nun wollen wir noch zum Schlusse das folgende, anonym erschienene, Gedicht hierhersetzen, welches allerdings eine andere Meinung zum Ausdrucke bringt:

Rautenstrauch in der Zukunft.

Ein Traum eines Mädchens.

„Ich schlief und sah — Er las ein Blatt,
Er saß bei schönen Mädchen;
An denen Alles nett und glatt,
Als gingen sie im Drähtchen,
Sie waren liebreich von Natur,
Verseh'n mit weiten Taschen,
Sehr groß, wie Riesen, von Statur,
Da sah mein Aug' ihn — naschen!

Ich blickte Zucker, Mandelkern,
Zum Kühlen Lemonade,
Und endlich hätten Mädchen gern
Auch einen Promenade:
Sie brachen auf und fingen an,
Da sie ihn izt verlassen,
Seht, wie die Zeit sich ändern kann,
Herrn Rautenstrauch zu hassen.

Nun war er bei sich ganz allein;
Nun sprach er, in Erwägung,
Zu seinen eigenen Schriften: Nein!
Ich schrieb's ohn' Ueberlegung —
„Nun will ich mit Allvaters Gnad'
Verscheuen List, Betrüge!"
Dann ging er eilends hin und that
Beleidigten — Genüge.

Die Schrift von Se. Heiligkeit
Ruft er anitz zurücke,
Die er verbreitet nah' und weit
Mit heuchlerischer Tücke,
Verspricht zu schreiben ferner nie,
So lang er würde leben;
Fiel seufzend nieder auf die Knie —
Und bat nur — um Vergeben!

Vor Angst zerriß er dann sein Kleid.
Von Bischof, Cardinalen
Geschrieben haben, thut ihm leid.
O, könnt' ich ihn itzt malen!
Wie ist dem Guten, Armen bang;
Anstatt der Hirtenbriefe
Singt er anitz aus dem Gesang:
Zu Dir, Herr, aus der Tiefe.

O, wüßten's Mönche, Priester nur:
Stats sie herabzusetzen,
That er vor Gottes Bild den Schwur,
Nie will er ihn verletzen.

Verzeihe, ach, verzeih' mein Gott,
Zeither schien ich zu toben,
Nun will ich auch nach Deinem Wort
All' Mönche — Priester — loben.

Auch Mädchen, Euch vergaß er nicht;
Er drückt mich bei der Hande;
Hört, was er endlich Euch verspricht:
Eh' wählt er Ketten, Bande
Und will in finstre Kerker geh'n,
Als nur ein einzig' Mädchen
Durch seine Schrift beleidigt seh'n,
Wäre sie im kleinsten Städtchen!

Nun läßt er jeden in dem Werth,
Und höret auf, zu richten,
Ehrt Alle, wie man sie nur ehrt,
Verwünscht das böse Dichten;
Er sagt: Juristen, Bauern, all'
Den Christen, Protestanten
Zu aller Zeit und überall:
Er hat's nicht recht verstanden.

Nun sah ich wieder guten Wein;
Ich dächt', wir wären Narren,
Wir könnten Alle munter sein,
An dieser Stelle harren!
Bei Bischof, Punsch, Grampamboli,
Wenn Fast und Seinesgleichen,
Wenn Pochlin, wenn Mazzioli —
Und Alle Schmierer schweigen!

Anhang.

„Denkmal der Freundschaft bei Hirzel's Abreise aus Wien von Johann Rautenstrauch 1772."[1])

de Vienne. A Monsieur Monsieur Hirzel: Zuric en Suisse.

(Das facsimilirte Titelblatt des „Almanach der Deutschen Musen" auf das Jahr 1772.)

Estimer la vertu c'est toujours ma maxime
Voyez-vous la raison pourquoi je vous estime?
Gellert.

„Beliebter Schweizer! bester Freund!
Du eilst von hier — nach Deinem Vaterlande;
Beruf und Glück, so sich für Dich vereint,
Gebietet es — die angenehmsten Bande
Erwarten Dich — und Du verdienst das Glück;
O, redliches Geschick!

Ein Schweizer sein — und würdig so zu heißen,
Dies ist Dein Ziel: Dein eifervoller Fleiß
Und Deine lehrbegier'gen Reisen
Verlangen keinen andern Preis.

---

[1]) Das ganze „Denkmal" ist in wirklich zierlicher Handschrift geschrieben. Vgl. oben den Bericht Hirzel's über das „zierlich geschriebene" Empfehlungsschreiben, das Rautenstrauch ihm übergeben.

Du kömmst zum Zweck — bald wirst Du jene Stufen
Besteigen, wo die Würde thront,
Die vieler Jahre Fleiß belohnt,
Wohin nur Ruhm und Ehre rufen.

Ja, Freund! Du bist — Du wirst beglückt —
Gewiß! ich bin mit Recht entzückt,
Wenn ich Dein Schicksal überdenke;
Ich läugne nicht, daß ich mich dennoch kränke.

Doch darum nur, daß ich nicht immerdar
Bei Dir kann sein, zu seh'n, wie Jahr für Jahr
Und Tag für Tag Dein Wohlstand höher steiget
Und immer mehr sein Ziel erreichet.

Freund! nun gesteh' ich Dir's — ich war einmal
(Du warst entfernt) in Deinem Zimmer,
Da fand ich was — was meinst Du? den Canal
Zu dem Geheimnis, das Du immer
Vor mir verbargst. Ich fande, sehr erfreut,
In Worten voller Zärtlichkeit
In sanften und empfindungsvollen Tönen
Das Bild von Deiner Schönen!

Nun, dacht ich bei mir, das ist sauber —
Bist Du also geheimnisvoll
Mit einem Freund, der Alles wissen soll?
Du bist verliebt, als wie ein Tauber
Und sagst mir's nicht — das ist mein' Seel! nicht schön.
Ich hätte mir dies nicht verseh'n,

Für diese Freundschaft geb ich keinen Dreier —
Ich hielte viel auf Dich und auf den Meyer,
Der hat gewiß davon gewußt!
Wenn dieses ist — so hole mich der Geier!
Ich werfe ihm mit größter Lust
Auf sein gekraustes Haar ein Dutzend Eier.

Mein Zorn gab dies und noch vielmehr mir ein
Und kurz! ich wollt' gerochen sein.
Der Eifer hat mich angetrieben
Ich setzte mich — und hab' es abgeschrieben.

Du lachst — Du glaubst es nicht? Wohlan!
So höre meine Abschrift an:

„Ein Mädchen, jung, von neunzehn Jahren —
Von einem Nymphen-Wuchs, mit blonden Haaren,
Beseelt von einem Geist,
Der darum diesen Sitz gewählet,
Weil Alles sich an ihr vermählet,
Was liebenswerth und schätzbar heißt.
Mit einem lieblichen Gesicht,
Mit Zauberblicken, feur'gen Augen
Und Wangen, die zum Küssen taugen —
Von angenehmem, munteren Wesen,
Das ihrem innern Werth entspricht —
Mit Reiz, von Grazien erlesen,
Voll Unschuld, Tugend, Sittsamkeit,
Empfindung, Menschenlieb' und Zärtlichkeit —
Mit einem sanft erhob'nen Busen
Wie ein Poet sich denkt von seinen Musen —
Mit einem kleinen netten Fuß,
Den jeder Kenner schätzen muß —
Ein wahres Bild von ihrer Mutter —
Mit einem Wort! von solcher Eigenschaft,
Daß ihres Werthes Wunderkraft,
Ein Herz zerschmelzen macht — wie Butter.
Im Umgang ist sie anmuthsvoll
So lebhaft — just, so wie man soll. —
Sie ward mit Sorgfalt auferzogen
Von ihrem werthen Elternpaar —
Es ist ihr jedermann gewogen —
Die Großen schätzen sie — die Niedrigen sogar
Verehren sie — kurz! sie ist Allen werth;
Kein Jüngling sieht sie, der nicht ihre Hand begehrt.
Sie liebt die Sprachen, freien Künste,
Versteht Musik und Malerei —
Ist emsig, häuslich auch dabei —
Was sie beginnet, bringt Gewinnste.
Sie ehrt und schätzt Religion —
Erfüllt der Freundschaft heil'ge Pflichten —
Ihr ganz' Bemüh'n trägt süßen Lohn,
Und Nutzen schaffet ihr Verrichten.

Das ist in Wahrheit eingehüllt
Des besten Mädgens echtes Bild,
Das Du, zu Deinem Glücke, kennest,
Für welches Du für Liebe brennest.
Wird diese Schöne nicht auf Erden
Die zärtlichste, die treu'ste Gattin werden?
Verdienet sie nicht einen Mann,
Der ihre Würde schätzen kann,
Der, wenn sie sich mit ihm verbindet,
Allein in ihr sein Glücke findet?
Wie glücklich ist der, den sie liebt,
Dem sie sich einst zu eigen gibt!
Sein Glück durch sie in diesem Leben
Wird ihm den Vorschmack beſſ'rer Welten geben.
Wie seelig, Freund, wie seelig wär' Dein Loos,
Mit diesem Kind in Deinem Schoß!
Wenn sie sich wird mit Dir vermählen,
So fühlest Du gewiß im Innersten der Seelen
Den heißen Trieb, Dich gänzlich ihr zu weih'n —
Das wird Dein süßestes Geschäfte sein!"

Nun, siehst Du, Freund! — ich hab' das Bild getroffen —
Ein andersmal laß' nicht Dein Schreibpult offen —
Der Freundschaft Recht erstreckt sich weit,
Und bis zur größten Heimlichkeit.

In Wahrheit, Dein Geschmack ist gut —
Es wird Dir ganz fürtrefflich stehen,
Wenn man Dich wird im Doctorhut
Mit einer solchen Gattin sehen.

Doch Scherz beiseits! — ich bin begeistert —
Ich sehe mit zufried'nem Blick
Auf Dich — es hat Dein künftig Glück
Sich meiner Seele ganz bemeistert.

Du lebst forthin in einem Land,
Das selbst die Vorsicht hat zum Zeichen
Von seiner Macht und Huld ernannt —
Zum Wunder von so vielen Reichen —

Wo man in einem jeden Stand
Vollkommen glücklich ist — dieweil sich alle gleichen.
Und wo man eifrig, Hand in Hand,
Sich brüderlich vereint, den Gipfel zu erreichen
Von einem solchen wahren Wohl,
Das schweiz'risch sein — das dauern soll.

In diesem Land, wo man gut denkt, gut wandelt,
Und nach Vernunft in allen Ständen handelt,
Wo jeder Bürger, Patriot, Soldat,
Und alles ist — zur Wohlfahrt von dem Staat!

In einer solchen Luft zu leben,
Ist dies kein Glück — so muß es keines geben.

Ich fühl' im Geiste schon die Lust,
Wenn Du nun bald mit Ruhm und Ehren
In Zür'ch erscheinst — wenn, die Dir angehören,
Dich freudig drücken an die Brust,
Wenn Du Dein Kind, das Du so schön beschrieben,
Nun wieder siehst — um ewig sie zu lieben,
So glaub' ich fast, fließt eine Ewigkeit
Dahin, wie eines Tages Zeit.
Ich breche ab — mir quillt bei dieser Sonne,
Aus meinem Auge eine Freudenthräne.
Leb' wohl! mein bester Freund! Du weißt, ich liebe Dich —
Vergiß' mich nicht — und schreibe oft an mich.
Vielleicht — der Himmel geb's! seh'n einstens wir uns wieder
Dann lieben wir auf's neu — dann sind wir ewig Brüder!"

Johann Rautenstrauch.

Namen-Register.

Vögl

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlesinger, Eugen

Johann Rautenstrauch (geb. 1746, gest. 1801) ; biographischer Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Oesterreich

Wien 1897

Biogr. 945 k

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11803186-6